

Daheim



Herbst im Hochmoor am Schlern ♦ Gemälde von Georg Hänel (Ausschnitt)

„Das ist in der Tat eine Zahnbürste, die des Odols, des besten Mundwassers der Welt, würdig ist!“



TEDDY BILL

PHOTO: VON BUCOVICH

DIE ODOL-ZAHNBÜRSTE

lässt keine Spalte, keinen Winkel in den Zahnreihen unberührt, denn ihre Borsten sind konvex und konkav angeordnet. Sie reinigt die Zahnreihen nicht nur außen, sondern auch innen und in den Zwischenräumen. Die Odol-Zahnbürste ermöglicht überhaupt erst eine wirklich wirksame Mund- und Zahnpflege. — Auf dem Stiel jeder Odol-Zahnbürste steht das Wort „Odol“ in der bekannten Schrift. Odol-Zahnbürsten erhalten Sie in zwei Größen in fast allen Odol-Verkaufsstellen.

Verlangen Sie ausdrücklich eine Odol-Zahnbürste, sie ist preiswert und wirklich gut!

Odol-Zahnpasta ist wie Odol nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen aufgebaut. Odol-Zahnpasta wird von uns nicht in schweren Bleituben, die zwar billig aber scheußlich sind, geliefert, sondern — ohne Preiserhöhung — in reinen Zinntuben. Es gibt keine bessere Zahnpasta als Odol-Zahnpasta. Odol-Zahnpasta hat desinfizierende Wirkung, verhüttet Zahnbefall und hat köstlichen Geschmack.



Daheim



64. Jahrgang. Nr. 2

8. Oktober 1927

Aus der Zeit für die Zeit

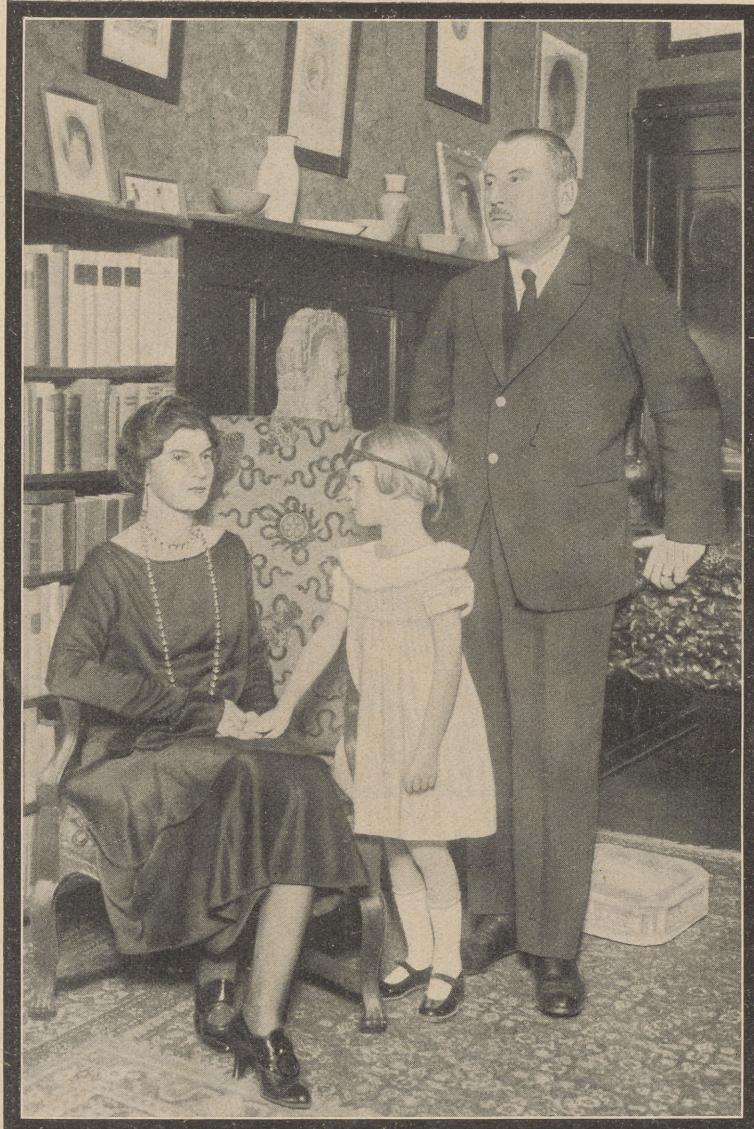
F.O. Münch



Königliches Flugzeug
Im Oval ab

das sich auf dem Weltflug befindet.

Gattin vor dem Aufstieg in Köln.



Freiherr von Moltzahn †.
Letzte Aufnahme des Botschafters mit seiner Familie.
(Transeuropa.)



Früchte deutschen Fleisches im Ausland.
Eine Säule aus drei Tonnen frischer Früchte bei dem Volksfest einer Vereinigung von Amerika-Deutschen in Philadelphia.



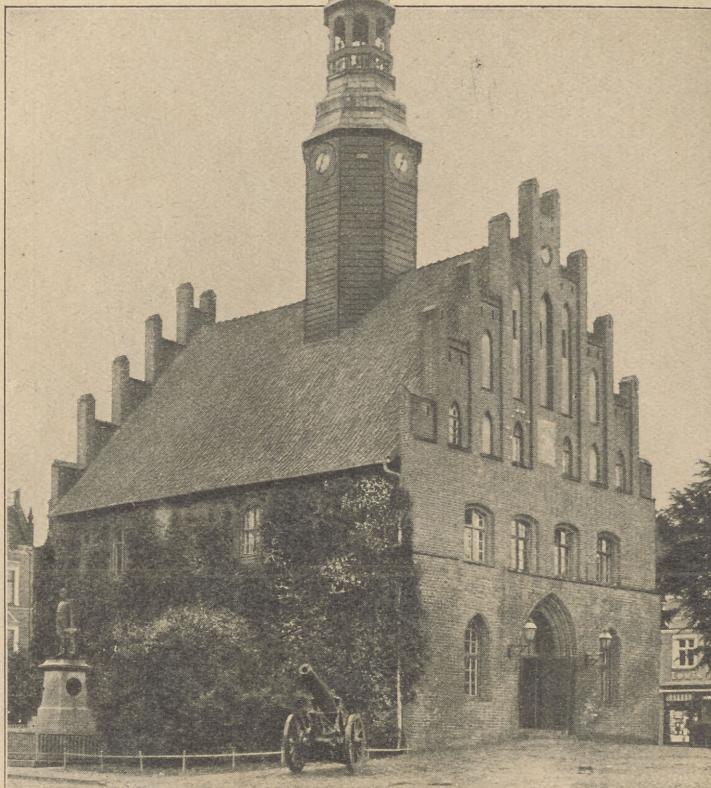
Vom Potsdamer Hunderennen. Veranstaltung
Ein Foto

“**Deutschen Windhundklubs.**

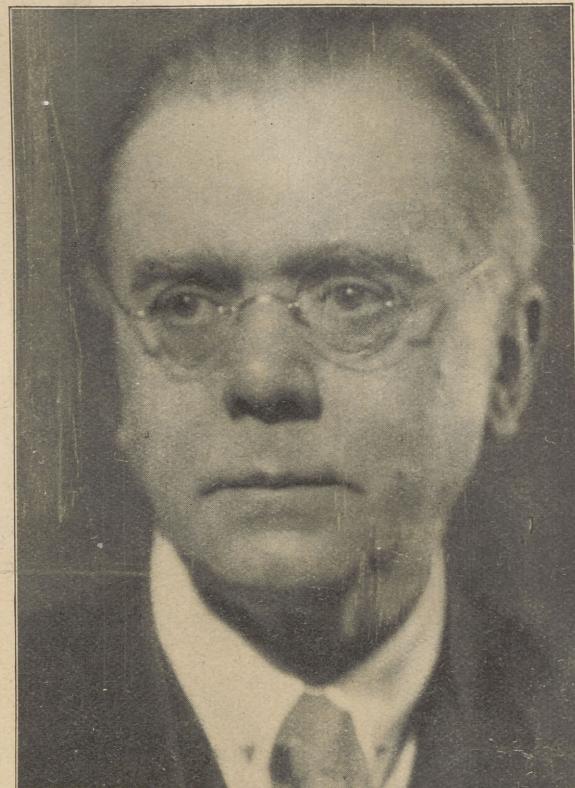


Bilder von der Ausstellung „Die Mode der Dame“
im Funkhaus am Kaiserdamm in Charlottenburg.





Zur 600-Jahrfeier der Stadt Mohrungen.
Das Rathaus der Geburtsstadt Herders.
(Photothek.)

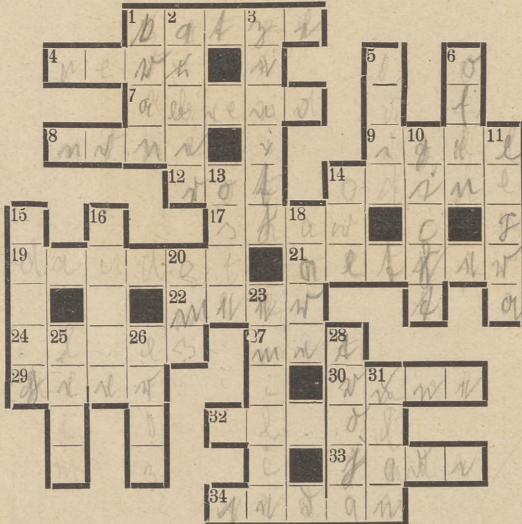


Ottomar Enting.

Der unseren Lesern wohlbekannte Erzähler feierte seinen 60. Geburtstag.

Bum Nachdenken

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Haustier, 4. südamerikan. Staat, 7. Tageszeit, 8. Gefäß, 9. Stacheltier, 12. Farbe, 14. Stadt in Oberitalien, 17. englischer Dramatiker, 19. franz. Schriftsteller, 21. Träger eletr. Wellen, 22. geogr. Begriff, 24. Halbedelstein, 27. Getränk, 29. bewaffnete Macht, 30. germanisches Schriftzeichen, 32. Fixstern, 33. Meerbusen, 34. Schlachtfest aus dem Kriege 1870/71. — Senkrecht: 1. Hebezeug, 2. Opernkomponist, 3. astronom. Punkt am Himmel, 5. römischer Dichter, 6. Heizkörper, 10. Krankheit, 11. Ausfall, 13. Nebenfluß der Elbe, 14. nord. Männername, 15 Mädchename, 16. Blume, 18. Nebenfluß des Rheins, 20.

westdeutsches Bad, 23. weibliches Kleidungsstück, 24. Gestein, 25. ehemalige Handelsstadt in Kleinasiens, 26. deutscher Dichter, 27. Erdteil, 28. gärtnerische Anlage.

italienischer Weinfleck, 23. weibliches Kleidungsstück, 24. Gestein, 25. ehemalige Handelsstadt in Kleinasiens, 26. deutscher Dichter, 27. Erdteil, 28. gärtnerische Anlage.

Die ersten und die dritten Buchstaben ergeben, beide von oben nach unten gelesen, eine römische Sentenz. (h ist ein Buchstabe.)

3. Natur.
Wer nicht (verzeiht!) die Eins kann halten,
Darf's fordern nicht von andern
Geistern.
Ich weiß, schwer ist's, des Hirns Ge-

walten
Mit Mäßigung und Klug zu meistern!
Nicht vielen wird in diesem Sinn
Die „große“ Zwei so ganz gelingen.
Doch stellt den Becher nicht gleich hin,
Mit ihm kann sie wohl Glück euch

bringen.
Und übt ihr sie auf freiem Feld,
Wird sie euch oft zufriedenstellen:
Weit — hoch — auch treffend — Und

als Held
Steht ihr im Kreis der Kampf-
gesellen.

In Gärten auch, auf Wiese und Flur,
Könnt ihr sie (meine Zwei) stets
finden,

Hier als des ganzen Wortes Spur —
Des Bergmanns, tief in Erdengrün-
den. Wa. Bei.
Auflösungen der Rätsel siehe übernächste
Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 52.

1. Bilderrätsel: Nach des Winters Wei-
hen Frühlings Auferstehen. — 2. Worträtsel:
Leander. — 3. Ein Gedicht: 1. Öster-
reich, 2. 29. 3. 8. August, 4. Elektrotechnik,
5. Eisenach, 6. Hilburghausen. — 4. Rätsel:
Das Wissen. — 5. Jagdwild und Kunst:
Dach — Reiter — Dachreiter.

Ursula entdeckt Amerika

Roman von Ann Tizia Leisich
Bei Bulwers.

Als der Morgen sie weckte, stand Mrs. Snydecker schon am Telephon, angezogen und frisiert. Es war halb acht Uhr. Ursulas Glieder schmerzten, aber ihr Kopf war klar. Sie erhob sich wie ein Streiter zum Kampf. Scharf umriß heute Sonnenlicht die Dinge im Zimmer, flutete draußen vor den weiten Fenstern über den Rasen zur weißen Fläche der breiten Straße, die junge Bäume reinlich säumten. Eben fuhr ein Wagen vor und kaum, daß sie Zeit gehabt, sich Hände und Gesicht im Badezimmer zu benehen, sah sie sich schon begrüßt von Mrs. Bulwer. — Mrs. Bulwer — das war ihre Käuferin.

„Wo hat sie Strick und Kette, mich fortzuführen und anzu-

Ursula zu gelangen und nicht hinter dem Berg hielt mit seiner Meinung: „Was geht mich an, wer unser Geschirr wäscht? Mother ist komisch —“

Unter diesem Blick wandelte sich Ursulas Sündenbewußtsein in die Siedehölze trozigen Aufbüemens gegen ein Schicksal, das sie zur Dienerin herabgezwungen hatte. Ihr weicher Mund, den bisher kein Leid hatte zerblättern können, senkte sich vor der Nichtachtung des übermütigen jungen Geschöpfes am Steuer in zwei scharfen Kerben nach abwärts. Über eine Stimme erhob sich in ihr, ein unsichtbarer Mahner: Du darfst hier nicht empfindlich sein. Mache dir nichts daraus, mache dir nur um Gottes willen nichts daraus. —

Das Bulwersche Haus war größer als die übrigen. Es



Sonniger Herbst. Gemälde von Prof. Hermann Göhler.

hängen?“ dachte Ursula mit einem Übermut, den sie in sich großzwang, um ihn wie eine schützende Haube um das Beben zu ziehen, das jetzt durch ihre Seele flatterte, weil sie sich fühlte wie eine Kriegsgefangene, die ihrem Herrn übergeben wird. — Nein! Dies Gefühl durfte sie nicht beherrschen. Schon mischte sich in die Scham- und Angströte ein heimlicherhabenes Bewußtsein: lange mache ich das nicht mit, in vierzehn Tagen, längstens einem Monat bin ich frei, all das ist nur eine Maskerade, ein Film, in dem ich spiele, weil ich spielen will. Als sie dann aber Mrs. Bulwer zum Wagen hinausfolgte, einer hohen Gestalt in einem langen, modischen, schönfelligen Sealmantel, hutlos mit hocharrangiertem, blondem, schon verwelktem Haar, festen angelsächsischen Füßen in braunen Halbschuhen, als sie beim Einsteigen ihr intelligentes helles Gesicht streifte, kam sie sich wie eine Verbrecherin vor: fast tat ihr diese Dame leid, die jetzt die ewig-wachen Dienstmädelsorgen der amerikanischen Hausfrau in die Ruhe des Besitzes wiegte, des Besitzes von ihr, um nur zu bald enttäuscht zu werden!

Ein wenig zerknirscht stieg Ursula in den Wagen. Am Steuer des blitzblanken schwarzen Buick saß die Tochter des Hauses, Quella, einen hellgrünen Covercoat nachlässig über einem blauen Seidenkleid, die braunen glänzenden Haare in fehlerlosen Wellen tief über die Ohren gelegt. In die vorstellenden Worte der Mutter hinein ließ sie den Motor rattern mit einem Blick, der nicht Interesse genug fand, um bis zu

stand nach allen Seiten hin frei an einer Straßenecke, weit bemessener Rasen rings, der mit den wenigen stolzen Räumen darauf aussah, als wäre er aus einem englischen Park geschnitten. Über ein paar Stufen hinauf gelangte man zum säulenflankierten Porticus.

Ursula begann ihr Dasein im Bulwerschen Hause mit einem Bad. Neben ihrer Manfarde, die hoch oben am Ende einer schmalen, steilen Treppe lag, war ihr eigenes Badezimmer, das vierte im Haus und weiß in weiß wie die übrigen. Vor dem Schmuz, der dämpfend über dieser Helle lag, bebte sie nur einen Moment zurück. Noch hatte sich ihr Mund nicht wieder geglättet und das Bewußtsein, am Anfang einer Kette von schwerübersteiglichen Rampen zu stehen, die von ihr, arm und allein, bezwungen werden mußten, gab ihr eine trozige Energie, mit der sie nun sogleich ihre Arbeit ansprang. Sie ahnte, daß sie mehr Mut brauchte, als sie hatte; so preßte sie, halb Penthesilea, halb Nausicaa, mit Bürste und Sand auf dem Boden des Zimmers kniend, den eine Negermagd schmußig hinterlassen hatte, in ihr Schaffen einen Eifer, den sie in Wirklichkeit gar nicht besaß. —

Dann aber, als sie mit dem Scheuern fertig war, ließ sie das Wasser aus den Häihen plätschern, soviel es nur wollte. Es war warm, es war heiß, und es lief und lief. Warm strömte es auch von der Zentralheizung herüber, und das Fenster war hinter den weißen Vorhängen mit Wärme beschlagen. Ursula war es, als hätte sie mit diesen kleinen, ein-

fachen Badehähnen das rauschende Leben selbst aufgedreht. Diese Fülle, wenn auch nur warmen Wassers, hatte etwas so Beglückendes und Stärkendes, das Ursula es vergessen ließ, daß sie aus einem besiegten Land kam, wo die Menschen täglich fadenscheiniger und grauer wurden.

Chicago und der ganze Mittelwesten ist Diner von sechs bis halb sieben Uhr, und es ist ihm gleichgültig, welche Zeit Neuyork als elegante Stunde bestimmt, Chicago kümmert sich nicht um Neuyork. Um fünf Uhr zwanzig schlüpfte Mrs. Bulwer in einen Mantel, nachdem sie ein Blick über den silberblinkenden Tisch davon überzeugt, daß Ursula, am sechsten Tag ihres Dienstes, jedes Löffelchen, jedes Gläschchen an seinen Platz gesetzt hatte. Mrs. Bulwer war stolz auf ihr schönes Tafellinnen, auf ihr Silber, ihr Porzellan, aber ohne daß sie diesen Stolz unterstrichen hätte, denn schönes Linnen, Silber und Porzellan war eine Selbstverständlichkeit.

Sie ging durch die Küche und die geräumige Speisekammer über die rückwärtige Veranda zur Garage. Um fünf Uhr achtundzwanzig war der Vorortzug aus Chicago fällig, mit dem Mr. Bulwer allabendlich von ihr im Buickwagen erwartet wurde. Der fünf Uhr achtundzwanzig war der Zug der Busineßmen. In Chicago fährt jedermann demokratisch mit der Bahn zum Unterschied von Neuyork, in dem nur die Hunderttausende der Namenlosen sich in Zügen unter, über und an der Erde plattdrücken lassen. Der fünf Uhr achtundzwanzig aber hatte etwas Besonderes, er war der Zug der Vorwärtsgekommenen, denn er verließ Chicago kurz nach halb fünf, zu einer Zeit also, da nur der Mann, der zu befehlen hatte, sein Pult verlassen konnte, damit er sich nicht mit anderen zu mischen brauchte, die auf den Schlag der Uhr warten müssen.

Mrs. Bulwer hatte zwei Minuten zu warten, und sie stand wahrlich nicht allein auf dem weiten, reingekehrten Platz vor dem Stationsgebäude. Da waren viele Cars, alle von Frauen gelenkt, jungen und älteren; von solchen, die noch mit zärtlichen Gefühlen des Honigmordes kamen und anderen, denen dies Abholen schon zur grauen Gewohnheit geworden; auch Brüute waren da, die ans Fenster ihrer Wagen Blumen gesteckt hatten. Sie alle waren hübsch unter dem Rosenhauch einer, wenn auch noch so kleinen, festlichen Erregung: sie alle hatten, wenn auch ganz unkonventionell, ihre Toilette gewechselt; denn Diner wird jeden Abend als kleines Fest gefeiert. Tagsüber sind die Frauen auf sich selbst oder auf die Gesellschaft ihrer Geschlechtsgenossinnen angewiesen. Wenn aber dann die Männer kommen, bereitet die Amerikanerin, der das Bestreben sich zu schmücken von frühester Jugend anerzogen wird, den Abend für den Geldverdiener, indem sie vor allem sich selbst schmückt. So vereinigt sich in der amerikanischen Hauptmahlzeit die lordliche Sitte des englischen Diners mit der demokratischen Idee, die dem Müden das wohlverdiente Mahl richtet.

Ein ohrenbetäubendes Glockengeläut kündete das Einfahren des Zuges an. Die Glöckchen hingen in einem kleinen Turm auf der Lokomotive und der Lokomotivführer schwang lachend den Strang, als sei ihm dies ein Bubenvergnügen. Raum daß der Zug stand, trabte es auch schon die Stiegen herunter: Zuerst die Jüngeren, dann die Älteren, fast jeder mit einem Päckchen, das entweder eine Überraschung oder — häufiger — den gehorsam ausgeführten Auftrag eines weiblichen Kommissars enthielt. Erfolgreiche Geschäftsleute, kleinere Bankiers, Advokaten, höhere Funktionäre und ihre Söhne, die große, produzierende, schaffende, wohlhabende Mittelklasse von Chicago, das waren die Bewohner Oak Parks, des Eichenparks. Die mächtigen, die Multimillionäre, die ihre Biographien in den nationalen Magazins haben und ihre Brüute und Frauen in den Sonntagsbeilagen der Tagesblätter abbilden lassen müssen, die wohnten nicht hier.

Als die Herren mit ihren Päckchen unter dem Blöken der noch immer eifernden Glöcke die Stufen herabstiegen, die nicht beendete Zigarette hastig mit einer Reflexbewegung wegwerfend, die, vom Anblick der wartenden Cars ausgelöst, die feste, erziehende Hand der amerikanischen Lady verriet, wehte einen Augenblick lang über die Ruhe der Vorstadtanlage ein Hauch von Haß, von Kampf, vom wirren Lärm und der Rücksichtslosigkeit der am schnellsten gewachsenen Großstadt der Welt — Chicago. Über dies alles war gleich darauf in Klarheit, Stille und Lächeln zerstäubt; Autotüren wurden zugeschlagen, die Motoren in Bewegung gesetzt, in einem Nu war der weite, freie Platz leergeriegelt.

Daheim stand Ursula vor dem Herd, vor fünf flammenden Gaslöchern, die Hitze ausdampften. Sie dachte daran, wie das im Sommer werden würde. Guter Gott, im Sommer war sie doch damit längst fertig! Mrs. Bulwer wird enttäuscht sein, wenn sie kündigt. Oder ahnte sie —

Oft staunte Ursula über Mrs. Bulwer, die Besitzerin dieses mit Geschmack und geruhsamem Bedenken gebauten und eingerichteten Hauses, das von der wohltuenden Solidität der mit allen Errungenschaften von Zivilisation und bürgerlicher Kultur gefüllten Atmosphäre des englischen „home“ erfüllt war. Morgens segte sie in ihrem immer frischen, immer hellen Waschkleid durch das Haus, ordnend und wacker mit Hand anlegend, um dann schnell für Vormittagsbesuch oder Klubbesprechung in dunkle Seide zu schlüpfen. Immer kaufte sie selbst ein und fuhr zum „Grocer“ im Auto. Der „Grocer“ hatte alles, was man im Haushalt brauchte: Fleisch, Geflügel, Gemüse, Obst, Brot, Mehl, Reis, Tee, alles. Ursula lud dann den Wagen aus und stapelte die Vorräte in Küche und Speisekammer auf. War etwas vergessen worden, genügte ein telephonischer Anruf und der „Grocer“ schickte es mit einem seiner flinken Jungen.

Ursula füllte die Suppe in Tassen, die auf dem Schiebetschischen standen, das dann ins Speisezimmer gefahren wird. Ihre Gedanken wanderten — Bei aller Herbeität war Mrs. Bulwer gut zu ihr; Ursula wußte es; ohne dies wäre alles noch viel schwerer gewesen. Sie war ihr dankbar. Aber doch nicht so weit dankbar, daß sie blieb, Dienerin blieb —

Nein, Mrs. Bulwer konnte das nicht verlangen. Für sie bedeutete es nichts als einen Wechsel und ein bißchen Ärger. Sonst nichts. Für Ursula dagegen war es neues Leben, überhaupt erst Leben. Mrs. Bulwer müßte das einsehen! Bulwer würde ihr verzeihen!

Die hintere Küchentür wurde aufgerissen und kraftvoller als notwendig zugeschlagen. Ein Schlüsselbund flog prachtvoll geziert in die halboffene Lade des Tisches. Zwei Worte warfen sich an Ursulas Kopf: „Dad here?“

Den losen, schönlinigen Mantel offen über dem nüßbraunen Seidenkleid, einen grauen Band Cornelius Neros in der Hand, hutlos, handschuhslos, trat die sechzehnjährige Quella mitten in die Küche. Sie kam aus dem Auto des siebzehnjährigen Jim, der neben ihr in der Highschool saß. Sie hatte den Frontweg vermieden und war rückwärts ausgestiegen, denn es war nicht notwendig, daß „Dad“, der Vater, sah, daß Jim sie nach Hause begleitete. Nicht, daß Dad gewagt hätte, eine Bemerkung zu machen, das wäre ja lächerlich, aber es war jedenfalls nicht das Geschäft der Eltern, alles zu wissen; man sollte sie früh genug zu diesem Einschenen erziehen.

Durch die Geschirrkammer segelte Quella in das Speisezimmer, und es war gut, daß es da nur Schwingtüren gab, die sanft hinter ihr zufielen. Aber gleich darauf fuhr ihre Stimme wieder durch die Küche, nachlässig zog sie die Worte ineinander: „Also los, los! Hört, ihr Ölgötzen! Ihr wißt doch, daß ich keine Zeit habe. Himmelherrgott, was ist denn mit dem Essen, Oh Boy!“

Mr. Bulwer stand vor Ursula, ein Päckchen in der Hand; der zarte, müde, ältere Herr mit blauen Augen und hellem Teint sah fast europäisch aus. Er stellte das Päckchen auf den Küchentisch und lächelte geheimnisvoll: „Kommt in den Eiskasten.“ Dann zögerte er ein wenig, als wollte er noch etwas Liebenswürdiges, Tröstendes zu dem Mädchen sagen, das in der heißen Küche stand, mit der kleinen feinen Spize um den Hals und dem Knoten der seltenen Bronzehaare. Aber er fand nicht die rechten Worte, und so verschwand er wieder.

Ursula aber hatte ihm mit keinem Blick geholfen, sie wollte kein Mitleid. Vorhin, als sie die Kartoffeln schälte, allein in der Küche, ja allein im Haus, den Blick auf die noch winterlichen Bäume vor dem Fenster, Stille, Friede ringsumher, da hatte sie zum erstenmal seit langen Jahren angefangen, ein Lied zu summen. Leise, schüchtern, sie war selbst erstaunt gewesen, als sie sich dabei ertappt hatte. Aber Mitleid riß alles alte Weh wieder auf, denn Mitleid gibt man nur den Armseligen.

Mrs. Bulwer kam eilig aus dem Speisezimmer. „Ursula, gehen Sie jetzt und füllen Sie das Wasser in die Gläser und schlagen Sie die Glöckchen. Und Mr. Bulwer hat noch nicht seine Orange.“

Richtig, Mr. Bulwer bekam eine Orange vor jeder Mahlzeit, eine in Hälfte geschnittene Orange!

Die Schwingetür wurde mit einem schlanken Fuß aufgestoßen: „Also, Mother, ich weiß gar nicht, was du eigentlich glaubst, ich kann ja nicht ewig . . .“ vor dem Herd hielt Quella schnüffelnd inne: „Spargel? Herrschaften, ihr habt auch gar keine Phantasie; die haben wir doch erst vorgestern gehabt.“

Mrs. Bulwer hatte eine Falte quer über die Stirne, eine schmale, verschämte Falte: „Quella, tu mir die Liebe und geh ins Speisezimmer, du weißt, Dad . . .“ Ganz schüchtern war es gesagt, ganz zaghaft.

„Ah, shucks.“ Und weit nachschwingend flog die geduldige Tür hinter Quella.

„Ursula, ich habe geglaubt, Sie haben die Suppe fertig!“

„Freilich, Mrs. Bulwer.“

„Aber wo haben Sie denn die Sahne?“

„Sahne?“

„Ja, natürlich, die Sahne für die Tomatenuppe.“

„Ah, das hab' ich ja nicht gewußt — Sahne — Tomatenuppe — komisch.“

Mrs. Bulwers' geduldiger, ja fast liebenswürdiger Ton verriet langes Training im amerikanischen Dienstmädchenelend. Also schnell das kleine Instrument gedreht, das dann mit

„Ulicens Glas ist leer.“

Alice war die jüngere Tochter, dreizehnjährig, hochaufgeschossen. Ihr Haar glänzte wie reifes Korn. Sie hatte gute blaue Jungmädelaugen und war in dem Alter, in dem man gerne schwärmt. Im Grunde begeisterte sie sich für Ursula, aber sie gestand das niemandem ein, denn schließlich war Ursula doch nur das Dienstmädchen.

Ursula nahm den Krug vom Anrichtetisch und füllte Ulicens Glas. „Thanks, Ursula,“ sagte Alice und lächelte zu ihr auf wie im geheimen Einverständnis; so, als wüßte sie, daß Ursula nur eine Komödie spiele.

Zu ihrem Vergnügen, ja, nur zu ihrem Vergnügen. —

Alice hatte die Beine weit von sich gestreckt, und während sie mit der rechten Hand mechanisch die Gabel zum Mund führte, hielt sie mit der linken einen Roman, in dem sie eifrigst las. Die Konversation wurde fast ausschließlich von Quella bestritten. In der temperament- und saftvollen Sprache der fashionablen Jugend, die einen wahren Stolz dreinsetzt, wie ein Taxiführer zu reden, erzählte sie von den Vorbereitungen für das Theaterstück, das die Maturanten ihres Schuljahres demnächst aufführen sollten.

Obwohl fortwährend auf dem Quivive der Hausfrau,



Bildnis. Ausschnitt aus einem Gemälde von Fritz Reussing.

einem Schaufelchen von selbst arbeitet, weil es doch der Amerikanerin nicht einfällt, kostbare Minuten und die Kraft ihrer sportgewandten Hände zum Schneeschlagen zu verwenden. Einen Löffel voll auf jede Suppenschale — dann den Gong schlagen und Servieren.

Die Tischtischlücke tönte für Ursula. Nein, Mrs. Bulwer war keine Frau, die mit kindischer Affektation ihre Macht zu gebieten an der Dienerglocke ausläßt. In Wirklichkeit zögerte sie vielleicht manchmal mit dem Läuten. Aber ein lückenlos bedienter Dienertisch war ihr heilig.

Nr. 2

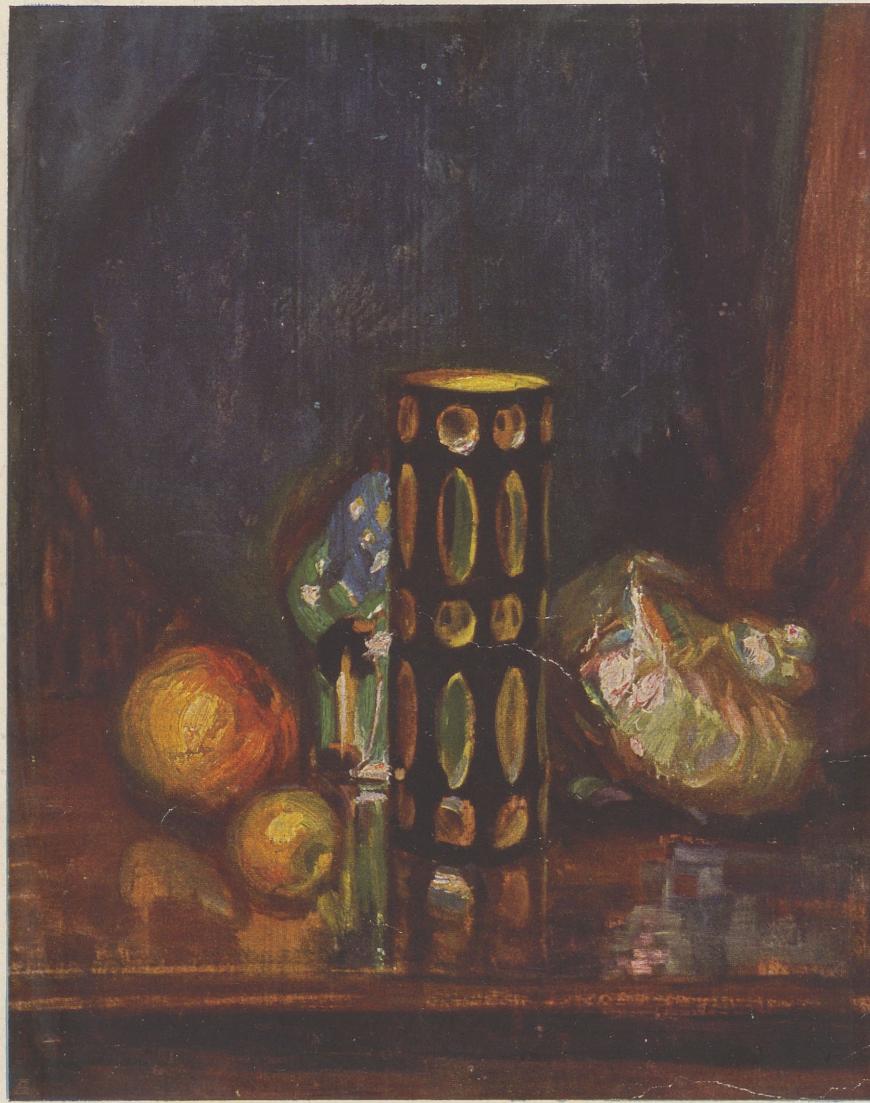
folgte Mrs. Bulwer Quellas Maschinengewehrgeknatter mit dem schlecht verhehlten Entzücken der Mutter. Mr. Bulwer war mit dem Verteilen der Speisen in Anspruch genommen. Die wurden auf silbernen Platten halbkreisförmig um ihn gestellt; mit großen Bestechen schnitt und verteilte er sie auf die Teller, die vor ihm geschichtet harrten. Und wenn auch Gemüse und Kompott von der Hausfrau oder Ursula weitergegeben wurde, so war es doch immer wieder der Hausherr, der das Fleisch zerteilte, sei es nun ein weicher, fassierter Laib, ein blutendes Steak oder ein knusperiger Truthahn in

seiner ganzen Größe. Der letzten in der Runde, der älteren Schwester der Hausfrau, war Essen das einzige hohe Lied, das ihr geblieben; ihm gab sie sich mit Konzentration hin, ohne dabei eine gewisse Haltung zu vergessen, auf der sie gegenüber den lauten und formlosen, aber kraftvollen Rechten, die sich die Jugend herausnahm, mit einer stillen Energie bestand. Sie blieb sich treu bewußt, was diesen Jungen, diesen Mittelwesternern, unsäglich gleichgültig erschien: Daß die Familie aus Boston stammte, der Hauptstadt New-Englands, jenem Boston, das noch immer glaubt, Kultur höher zu stellen als Geld und Badezimmer, jenem Boston, in dem man steif-konservativ das traditionelle Englisch spricht und die neue, bildhafte, aus dem Herzen des Landes wachsende amerikanische Sprache ahnenstolz verleugnet.

Für gewöhnlich wurde es nach dem Diner ganz still im

Der späte Abend gehörte Ursula endlich ganz allein. Noch mußte sie die leeren Milchflaschen auf die rückwärtige Veranda stellen und ausschreiben, was sie andern Tages brauchte; noch mußte sie das morgige Frühstück vorbereiten. Man frühstückte zeitig, denn um acht saß ganz Chicago, Chef und Clerk, beim Schreibtisch. Die Grapefruits waren zu richten, diese zitronengelben, prallen, kegelfugelgroßen Früchte, die das milde Aroma der Orange mit dem köstlichen Prickeln der Zitrone mischen. Auf Hunderttausenden von amerikanischen Frühstückstischen erscheinen sie täglich vor Kaffee, Eiern, Oats und Pfannkuchen, denn an der Schwelle des geschäftigen Tages sind sie dem Amerikaner Jugend, Kraft, Helle.

Ursula hielt das Messer in der Hand, um in die Süße des gelben Fleisches zu schneiden, als sie schwere Schritte



Stillleben. Gemälde von Prof. Leo Scheu-Graz.

Haus. Mr. Bulwer saß mit einem Buch unter einem einsamen Licht in der großen Diele. Mrs. Bulwer war unsichtbar. Die Tante führte den Hund aus, und die Mädchen verschwanden gleich nach Tisch. Quella nahm den Buickcar, Alice den Ford.

Wenn Alice zu Hause blieb, vergaß sie nie, daß Ursula Geschirr waschen mußte und tat, was sie konnte, ihr diese Unannehmlichkeit zu erleichtern, indem sie ihr mit Grammophon und Radio ein Privatkonzert vörührte. Während Ursula pflichtschuldigst darauf bedacht war, dem Wasser genug Seife beizumischen, wie es der viel Seife verlangende amerikanische Haushalt braucht, hörte sie Caruso singen auf einer seiner alten, kostbaren Platten, oder die Klänge einer Beethoven-Sinfonie, die dann wohl von ungeduldiger Hand mitten entzweigebrochen wurde, um einer klirrenden Jazzband Platz zu machen, die in einem Neuyorker Hotel zum Abendessen auffspielte. Am Ende kam Alice lächelnd und stolz in die Küche, sich zu erkundigen, was Ursula am besten gefallen hätte.

hörte und plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, einen Mann in einem dunklen Overall vor sich stehen sah, einen groß gewachsenen, breitschulterigen Mann, mit einem geräumigen, offenen Gesicht. Das Messer in der Hand, sprang sie auf, zu Tode erschrocken. Hatte sie denn nicht eben die Türe zugesperrt? Doch jene zum Keller war offen geblieben — der Mann war aus dem Keller gekommen, von dem heraus Stufen direkt in die Küche führen. Ursula öffnete den Mund zum Schreien. —

Da sagte der Mann: „Ah, Sie sind das neue Mädchen! Aber Sie fürchten sich ja vor mir! Meiner Treu', das ist nicht notwendig. Ich bin der Heizer.“

Ursula zitterte noch so, daß sie sich niedersetzen mußte, aber schon lachte sie: „Also Sie sind der geheime Wunder-täter, der jeden Morgen, bevor ich aufstehe, das Haus erwärmt!“

Er lächelte bescheiden-stolz: „Ja, das mache ich. Ich habe hier fünf Häuser. Bei Bulwers bin ich schon fünfzehn Jahre. Ja, my dear, ich muß ein bißchen früher als Sie aufstehen,



Der babylonische Turmbau. Gemälde von Pieter Brueghel d. Jült. (1563)

Wien, Staatl. Gemäldesammlung

ich komme schon um fünf Uhr. Hart, aber ich habe mein gutes Auskommen, mein kleines Haus."

"Sie sind kein Amerikaner!" warf Ursula ein, der seine harte Aussprache auffiel.

Er wurde fast böse, aber er lächelte dann wieder verzeihend: Wie sollte sie es denn wissen! Sie war offenbar ein Greenhorn, so auffallend gut Englisch sie auch sprach.

"Ich kein Amerikaner! Was fällt Ihnen ein! Ich sollte meinen, daß ich einer bin. Seit dreißig Jahren!"

Ursula sah ein, daß sie in diesem Punkt vorsichtig sein mußte, und sie milderte ab: "Ich meine ja nur: Sie sind nicht hier geboren. Woher kommen Sie?"

"Von Schweden. Aber ich weiß nichts mehr von Schweden. Ich spreche noch ein bisschen Schwedisch mit der Frau. Jetzt sind wir alle Amerikaner. Mein Junge ist fünfundfünfzig, und er geht in die High-school. Er soll keinen Overall mehr anziehen müssen, wenn's ihm nicht paßt. Ich kann arbeiten." Er zeigte seine breiten schwieligen Hände. "Er lernt so gut und oh, er spricht so fein Englisch wie ein Bankpräsidient. Und das girl — — —"

Mrs. Bulwer trat in die Küche. "Ah, da sind Sie, Mr. Halberg. Ja, ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir an einem der nächsten Tage, wenn Sie Zeit haben, die Screens einhängen. Es wird zeitig warm diesen Frühling."

"Screens", das waren die ganz dünnen Drahtnecke, die vor die Fenster und die Veranden gehängt wurden, damit die Mücken nicht in das Haus eindringen.

"All right," sagte Mr. Halberg. "Da komm' ich übermorgen."

"Gut." Mrs. Bulwer wandte sich zu Ursula: "Was tun Sie denn mit den Grapefruit?"

"Für morgen, zum Frühstück —"

"Aber hat denn Mr. Bulwer nicht Erdbeeren gebracht?"

Ursula erinnerte sich jetzt des Päckchens. "Ja, ich stellte sie in den Eiskasten."

"Das war gut. Wir haben sie sonst immer nur Sonntags, aber diesmal ausnahmsweise auch morgen, es sind die

ersten. Ich werde um sieben Uhr in der Küche sein, um Ihnen zu zeigen, wie wir Erdbeeren-Schnellkuchen machen." Auf der Schwelle zögerte Mrs. Bulwer. "Wenn Sie ein wenig in den livingroom kommen wollen, lesen — — —"

Nein, Ursula wollte nicht, sie konnte nicht. Sie sah ja ein, wie gut es Mrs. Bulwer meinte, aber — war sie denn dort Dienstmädchen oder Gast? Sie sagte: "Danke sehr, ich bin müde. Es ist zu lieb. — Aber wenn ich um die Zeitung bitten dürfte?" — — —

Wenn Ursula gegen neun über die Dienertreppe in ihre Manjarde ging, wußte sie erst, wie todmüde sie war. Der Kopf war merkwürdig hell und klar, aber der Körper wie zerschunden. Die Füße, die seit sechs Uhr früh fast ununterbrochen Dienst gemacht, brannten wie Feuer in den nun viel zu kleinen Schuhen. Sich niederlegen und strecken — ach — wie alle Glieder schmerzten! Doch schlafen wollte sie noch nicht. Jetzt wollte sie erst noch etwas erleben; jetzt wollte sie erst aus diesem Haus heraus spazieren gehen — nach Amerika.

Dazu nahm sie die Zeitung in die Hand. Die Chicago Tribune. Vielleicht die meist gelesene Zeitung der Welt. Quer über das erste Blatt lief es in riesigen Lettern: "Filmschönheit verneint, daß rosenrotes Seidennachthemdlein ihr gehört," dazu eine unaufgeklärte Mord- und Liebesgeschichte, rühsam aufgetischt. Ach, mußten auch hier Liebe und Verbrechen Lefer fangen wie überall, vielleicht mehr als überall?

Als Ursula die Zeitung sinken ließ, konnte sie sich nicht erklären, warum sie plötzlich tieftraurig geworden war; warum sie plötzlich entsetzt die Armut ihrer Dachkammer fühlte und scharfumrisse vor sich sah. Sie war ein junges Mädchen und liebte das Leben mehr, als sie wußte. Und das Leben saß in ihr, lauernd darauf, daß es nicht vergessen werde. Hier aber in dieser Dachkammer kam sie sich nun so entsetzlich eingesperrt und abgesperrt vor, abgesagt und ausgesetzt. Eine unsägliche Angst, zurückgelassen und übergangen zu werden, stieg ihr heiß die Kehle hinauf. Dazu klang das Ticken der Wecker, derselben, die vor ihr der Negerin geläutet: "Du bist eine Magd, eine Magd, eine Magd —" (Fortsetzung folgt.)

Drehorgel-Romantik. Von Prof. Dr. R. Herberz.

Gestern habe ich sie wieder gesehen, nach langer, langer Zeit. Ich glaube, es sind fast 40 Jahre, daß ich sie zum letztenmal... hörte: meine gute, alte Freundin aus heiteren und doch oft so wehmütigen Kindertagen! Unser Wiedersehen fand ganz unerwartet statt. Als ich auf dem Estrich nach irgendeinem alten Kram suchte, entdeckte ich sie plötzlich unter allerhand Urväterchens-Hausrat. Sie war dicht verschleiert: von Spinnweben. Und von Staub bedeckt. Aber wir erkannten uns sofort wieder, ich und meine musikalische alte Jugendfreundin. Wehmütig sprach ich zu ihr: "Sic transit gloria mundi! Da stehst du nun, einsam und verlassen, du arme Drehorgel, die du einst die Herzen von jung und alt entzücktest! Damals, in jener sagenhaften Zeit, als ich noch Walzer tanzte und man noch nichts wußte von Fox-trott, Tango, Blackbottom, beinmauschelndem Charleston und ohrenzerreißender Jazzband. Als man von Pianola, Grammophon und gar... Radio auch noch nicht einmal etwas ahnte! Damals schimpfte man dich noch nicht „alten Wimmerkasten“ und „quietschende Drehleier“. Man war vielmehr zufrieden, beim Klang deiner Pfeifen und Blasebälge an einem heimeligen Sonntagnachmittag in lustigem Kreise daheim das Tanzbein schwingen zu können. Weißt du zum Beispiel noch...?"

"Ich weiß noch alles, mein guter, lieber, alter Junge" — unterbrach mich die alte Freundin gerührt — "es ist mir, als wäre es gestern gewesen, als du mich deine Lieblingsstücke singen ließest: „Denke dir mein Liebchen, was ich im Traume gesehen...!“ oder: „Nur für Natur hegte sie Sympathie...“ oder gar der herrliche Tanz: „Doña Juanita“! Und auch für mich war es ein Fest- und Feiertag, als du an deinem Geburtstage erwartungsvoll mir die neue Walze einfügtest, die dein Vater dir geschenkt hatte und als dann deine Augen vor Entzücken und Feierstimmung leuchteten: der „Brauthör aus Lohengrin“ erklang!... Aber auch für mich, lieber Junge, waren jene vergangenen Tage nicht nur eitel Glück und Freude, wie wir uns das später so gern weismachen möchten! Auch ich habe — wie du — meine Kümmerlinne gehabt, damals! Heute nennen wir sie gern „klein und unbedeutend“. Aber einst, wie wir sie durchlebten, taten sie unserem jungen, empfindlichen Herzen gerade so weh, wie heute unsere großen Leiden!..."

Ich war erstaunt, meine alte Freundin so reden zu hören. Denn ich erinnerte mich nicht, in jenen längst vergangenen Tagen je einen „Miktion“ von ihr gehört zu haben. Scheinbar stets „gleichgestimmt“ und in gleichmäßig guter Laune

hatte sie die Melodien heruntergeorgelt, die man von ihr gewünscht hatte. So fragte ich denn überrascht: "Was war es denn, du Liebe, das dein gutes, treues Orgelherz damals mit Kummer erfüllte? Vertrau' dich nur ruhig deinem alten Freunde an!" — "Zunächst muß ich etwas gestehen" — antwortete seufzend die alte Orgel — "was mir vielleicht nicht zur Ehre gereicht. Aber ich will dir gegenüber aufrichtig sein: ich war eifersüchtig! Wenn draußen im Hofe die Stimme meiner „Konkurrentin“ ertönte, die der alte langbärtige „Italiener“ drehte (dessen Heimat, nebenbei bemerkt, durchaus diesesseits der Alpen lag!), dann ließet ihr Undankbaren mich liegen und stehen und rannte ans Fenster. Und doch war das, was der alte Pseudo-Italiener auf seinem Leierkasten euch Kindern vorspielte, nur ein elendes Geguietsch gegen meine reinen, von Herzen kommenden und zum Herzen gehenden Töne. Überhaupt... auch das machte mir oft großen Kummer, daß ihr Jungen so leichtfertig, so ganz ohne Erfurcht mit mir umgingt! Daz ist offenbar so ganz und gar keine Ahnung hattet von all der Kunstfertigkeit, der Geschicklichkeit, der Summe von Arbeit, die notwendig war, um ein mechanisches Kunstwerk herzustellen, wie ich es in meinem Innern barg! Oft habe ich Lust gehabt, euch einen kleinen Vortrag zu halten darüber, wie es an meiner Geburtsstätte, der Orgelfabrik, so herging! Wenn z. B. die Orgelpfeifen, wie sie damals in roher Form von den Tischlereien zu Tausenden in gleichen, gegebenen Längen hergestellt wurden, in den Arbeitsraum der Orgelfabrik kamen. Dann ergaben sie alle zunächst nur Miktione, wenn man in sie hineinblies. Aber nun machte sich der wirkliche Künstler daran, durch Ausschneiden von — oft winzigen — Teilchen am Labium (d. h. an der Spalte, durch die die Luft entweicht) den Ton zu verbessern und zu regulieren. Dutzende von kleinen, sonderbar geformten kleinen Messerchen und Feilchen hat dabei der Künstler vor sich in einem Gestell stehen. Er arbeitet einige Zeit mit diesen feinen Werkzeugen und alsbald ertönt aus der vorher häßlich quietschenden Pfeife ein reiner, glockenheller Ton, wie der einer Stradivari. Welche Kunstfertigkeit, Übung, Geschicklichkeit, angeborene Begabung muß dazu gehören, um so schnell und mit so einfachen Mitteln solch klare und deutliche Töne in der Pfeife zu erzeugen!" Meine Freundin hätte wohl noch lange ihren stolz-begeisterten Vortrag über die vornehme Herkunft ihres Geschlechtes fortgesetzt. Aber ich unterbrach sie und sprach: "Liebe, alte Jugendgefährtin, mir braucht du nichts von der Kunstfertigkeit deiner Erzeuger zu erzählen. Ich habe immer an deine

ursprüngliche, angeborene Güte und Feinheit geglaubt. Und glaube noch heute daran! Und zum Beweise hierfür will ich dich nun — nach vierzigjähriger Stummheit — bitten, wieder deine Stimme ertönen zu lassen, wie einst, als du Kinderherzen erfreuteſt! — Schon wollte ich nach diesen tröstenden Worten den Schwengel in Bewegung setzen, der sich so lange, lange hatte ausruhen können. Aber ein erschrocktes „Halt!“ tönte mir entgegen. „Halt ein, mein Freund“ — so rief die

Orgel — „und röhre, röhre nicht dran! Bereite dir ... und mir keine schmerzliche Enttäuschung! Die Zeiten ändern sich und ihr Menschen ändert euch mit ihnen! Denk an das Dichterwort: Was vergangen, kehrt nicht wieder...“ Und ich sah ein, daß die alte Orgel recht hatte! Wehmüdig nahm ich von ihr Abschied! Leb' wohl, alte Freundin, du Stück meiner Jugend, leb' ewig wohl, du Kinderzeit und du ... Drehorgelromantik! ...

Doktor Ferdinand von Loehow und sein Petkus-Roggan.

Von D. theol. Alfred Eckert, Pfarrer in Petkus (Mark).

Vor Jahrzehnten forderte ich mir im Hotel Bad Polzin eine Portion Kaffee. Der Kellner fragte: „Bohnen oder Petkus?“ Etwa zehn Jahre später äußerte ich in dem bekannten Café am Augustusplatz in Leipzig den gleichen Wunsch und wurde durch dieselbe Frage vor die gleiche hange Wahl gestellt. Als ich dann in mein erstes ländliches Pfarramt kam, rückte mir der Petkus näher. Ich verstand damals von der Landwirtschaft soviel wie der Esel vom Hafenspiel, mußte also gehörig theoretisch und praktisch die Landwirtschaft studieren. Da hörte ich nun hin und her, wie die Bauern sich erzählten, sie wollten „Petkus“ anbauen.

Der Weltkrieg war da. Ich sehnte mich nach einer neuen, etwas leichteren Pfarrstelle. Da war das Pfarramt in Petkus verwaist. Ich telephonierte aus Berlin an Herrn von Loehow, den Patron, der als Patient gerade im Westend-Sanatorium war. Auf meine telephonische Anfrage lud er mich in das Sanatorium ein.

Am nächsten Tage empfing er mich in seinem Krankenzimmer. Ein kleiner, aber breiter, kräftiger Herr, der reine Typus des echten Landedelmannes, ganz schlicht und sehr bescheiden. Er sprach ganz offen von sich und seiner Arbeit, seinen Kriegsjahren 1870, seinen Notjahren, seinem Ringen um die Erhaltung des väterlichen Erbes, den Saatzaftstudien und Versuchen, die als Mittel zur Überwindung der Finanznot ursprünglich gedacht, also aus der Not geboren waren. Er erzählte, wie er einst mit seiner Frau zu dem befreundeten Pfarrer von Majdorff gewandert sei und unterwegs zu der treu mitförmenden Gattin gesagt habe: „Wenn dies nicht einschlägt, können wir uns nicht halten!“ Dabei ermunterte er mich, auch aus meinem Leben zu erzählen. Für die Offenheit seines Charakters spricht, daß er bemerkte, er wolle mir offen sagen, daß ich auf gesellschaftlichen Verkehr nicht rechnen könne. Er habe zuviel zu arbeiten und daneben Pflichtverkehr, so daß er weitere Verpflichtungen nicht auf sich nehmen könne. Da mir das auch erwünscht war, so bildete dieses zwischen einem Patron und seinem zukünftigen Pfarrer immerhin ungewöhnliche Abkommen kein Hindernis. Beiläufig ließ er einschließen, daß er den Besuch seiner Schwägerin, der Frau des kommandierenden Generals vor Verdun, erwarte. Nun wollte ich sofort aufbrechen, es gelang aber nicht, „nein, Sie müssen bleiben, da meine Frau nicht hier sein kann, sollen Sie wenigstens diese kennenlernen.“ Dabei saß ihm der Schalk in den Augenwinkeln. Nun merkte ich, sie sollte mich kennenlernen. Dieser berühmte Mann, dessen Denken über Erdeite ging und in die innersten Gezeuge der Natur drang, wollte bei seiner Entscheidung das Urteil einer Frau nicht entbehren.

Einige Wochen später hielt ich in einem Passionsgottesdienst in Petkus meine Probepredigt.

Zum 1. Mai 1916 kam ich für die Dauer nach Petkus. Herr von Loehow hatte die Reparatur des Pfarrhauses auf seine Kosten übernommen und gewährte meiner Tochter und mir bis zur Einrichtung Gastfreundschaft.

Ich aber hatte nun ein Jahrzehnt pfarramtlich reicher Arbeit und landwirtschaftlich eifrigsten Lernens vor mir, von dem ich heute an der Schwelle des Ruhestandes nur hoffen will, daß ich seine Ergebnisse auch im Leben noch verwerten kann. Denn es ist in der Heimat der bis heute größten deutschen Getreidezucht mit offenem Herzen und hellen Augen zugebracht.

Petkus liegt etwa 70 Kilometer von Berlin an der Kleinbahn Luckenwalde-Dahme inmitten des Höhenzuges, der den Namen Flämung führt und im Golm bis 180 Meter über dem Meer emporsteigt. Die weiten Wälder um das Dorf enthalten Partien von thüringischer Schönheit. Unwillkürlich rufen wir in ihrem Anblick versunken: „Wie schön ist doch die Mark.“ Das Dorf Petkus selbst, aus den beiden Nachbarorten Kaltenhausen und Petkus zusammengewachsen, 125 Meter

hoch gelegen, freundlich in Grün gebettet, vor 60 Jahren noch mit mageren Ernten und mühsamen Holzfuhrern nach den fernen Städten, kaum 300 Seelen umfassend, durch den immer mehr wachsenden Gutsbetrieb bis zu doppelter Größe und lebhaftestem Geschäftsleben angewachsen, ist zu Weltberühmtheit gelangt.

Der Boden ist Diluvial-Sandboden, teils mit Lehm, teils mit Sanduntergrund, aber beides sehr ungleichmäßig, verteilt. Dr. von Loehow übernahm das Gut 1876 von seinen Eltern. Der im allgemeinen arme Boden lieferte nur geringe Erträge; die Getreidepreise waren damals niedrig, und der Besitz des Vatererbes war äußerst gefährdet. Produktionssteigerung hieß die Lösung. Ein treuer Sohn seines Geschlechts, Vater und Gatte, brütet über ihrer Durchführung, ein genialer Kopf. Es wäre interessant, zu erfahren, wie und wann ihm der Züchtungsgedanke gekommen ist. Natürlich ist er ihm in seinen Studien entgegengetreten, denn er hat eine nicht unbedeutende Geschichte, die aber überall nur Ansätze zeigt. Wann aber Loehow ein Bewußtsein empfangen hat davon, daß er berufen sei, in dieser Geschichte eine maßgebende Rolle zu spielen, das wissen wir nicht. Jedenfalls war es eiserne Pflichterfüllung in treuer Arbeit, die ihm den Erfolg brachte. Das aber ist der Kern seiner sittlichen Persönlichkeit. Als er nach der Militär- und Studienzeit zu einem tüchtigen Landwirt kam, um noch Erfahrungen zu sammeln, erklärte er, er wünsche Gehalt, damit man auch Arbeit von ihm verlangen könne. Und so ist die allerkleinsten Arbeit ihm nicht zu gering gewesen. Noch 1916 ging er, wenn er zu Hause war, täglich in die Saatzafträume, um dort seine eigenen Forschungen zu treiben. Mit größter Sorgfalt, peinlichster Beobachtung, völlig selbständiger Züchtertendenz arbeitete er eine Zuchtmethode heraus, die als „deutsche Züchtung und Zuchtmethode des Herrn von Loehow-Petkus“ in die Weltwissenschaft und Weltwirtschaft eingegangen ist. Die Höhe des Erfolges, die ihm beschieden war, ergeben ein paar Zahlen. Im Jahre 1922 wurde sein Winterroggen im Deutschen Reiche auf 26 233,55 Hektar angebaut, das an zweiter Stelle stand Saatkorn „Jägers norddeutscher Champagner“ nur auf 1200,03 Hektar. Also trugen 75 Proz. der gesamten Anbaufläche für Winterroggen Loehowsaat.

Die Vorteile seines Winterroggens sind hoher Ertrag, sehr starke Winterfestigkeit, Lagerfestes, gerades Stroh, voll besetzte, starke Ähren, festzuhrende Körner und volles, gleichmäßiges Korn. Die Ertragsmenge stand um 0,85 Zentner über der nächstbesten Vergleichsorte. Die Pflanzenzucht wurde sehr schnell auf Sommerroggen, Gelbhafer, Kartoffeln, Klee und Gräser ausgedehnt, von denen die ersten beiden ebenfalls glänzende Erfolge brachten, und ich möchte aus eigener Erfahrung sagen, daß der Gelbhafer unübertrefflich ist.

Es war durch Herrn von Loehows große Tierliebe gegeben, daß er nach einem erstklassigen Viehstand strebte. Um diesen zu erreichen, dehnte er seine Züchtungsmethode auch auf sein Vieh aus; seine Rindvieh- und Schweinezucht erlangte sehr schnell großen Ruf, namentlich die letztere mit ihren der Freiheit nachgeahmten Einrichtungen. Auch hier war Herr von Loehow die Seele des Betriebes. Ich traf ihn einmal des Abends über seinen Hühnerlisten, in die er bei jedem Huhn den Eierertrag des Tages eintrug und bestimmte, welche Tiere für Schlachtzwecke aus dem Stamm entfernt werden können. Den Mann kennzeichnet die Art, wie er sein Rindvieh verwertete. Er stellte nur erste Exemplare in den Betrieb ein, auch aus seiner eigenen Aufzucht. Absolute Zuverlässigkeit zeigte er auch in den Kriegsjahren bis zur Selbstausopferung. Die Ration, die der grüne Tisch für Arbeitspferde an Kraftfutter festgesetzt hatte, war viel zu klein. Keiner von uns konnte sich danach richten. Aber unser lieber, alter Herr fühlte sich im Gewissen gebunden: „Leute, es ist befohlen, es muß sein und muß gehen!“ Einmal

hielt er uns im Gemeindefirchenrat eine sehr ernste Bußpredigt darüber, daß wir die Vorschriften nicht befolgten. „Das darf ihr nicht, wenn es nun jeder so machen wollte, wo würde dann unser Volk bleiben? Das ist Landesverrat!“

Worin bestand nun das Geheimnis der Petkuser Roggenzucht? Das Dorf Petkus hat in der Hauptsache leichten Sandboden, nur stellenweise mit lehmigem Untergrund. Der Körnertrag war in früheren Jahrzehnten sehr oft gering, in kalten Wintern fror der Roggen aus, in heißen Sommern vertrocknete er; das Stroh war schwach und niedrig, das Korn verkümmert und unansehnlich. Die Petkuser kamen deshalb nicht recht vorwärts, viele von ihnen mußten durch Übernahme von Holzfuhren oder Tagelöhnerarbeit ihr Dasein fristen. Auch der Viehstand blieb weit hinter dem Durchschnitt zurück. Wenn heute von diesen Unvollkommenheiten nichts mehr zu finden ist, und jeder Petkuser eine so gute Wirtschaft hat, daß er keine mühseligen Holzfuhren mehr zu machen braucht, so ist das allein Herrn von Lochnow zu verdanken. Er lehrte seine Dorfgenossen, daß es auf dreierlei ankomme: richtige Bestellung des Ackers, richtiges Saatgut und richtige Ernährung der Pflanze durch Zuführung geeigneter Düngung. Man könnte als vierte Bedingung noch anführen: Verringerung der Saatgutmenge, also breitere Aussaat. In diesen vier Stücken saß sich das Erfolgsgeheimnis des Petkuser Bodens zusammen, nicht aber, wie die meisten Menschen glauben, in seinem schweren, fruchtbaren Boden, den es nirgends gibt. War nun auch die Gewinnung des richtigen Saatgutes seine eigentliche Lebensaufgabe, so liegt doch seine Größe darin, daß sein Geist alle anderen Mo-

mente mit in Rechnung stelle und aus ihrer geistvollen, tief durchdachten Kombination das Bild einer Ackerkultur gewann, die auch dem ungünstigsten Boden noch Werte abgewann, die Mühe lohnten.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1879 erhielt von Lochnow eine Probe Propsteier Roggen zugeschickt. Er legte die Körner in weitem Verbande formweise aus und beobachtete die Pflanzen, die sich sehr verschieden entwickelten. Aus ihnen wählte er nun die aus, die die beste Ährenbildung zeigten und den höchsten Körnerertrag ergaben. Diese wurden zur Neusaat verwendet und ergaben, wie der Züchter vermutet hatte, eine Steigerung des Ertrages. Nun arbeitete er in dieser Richtung fort, vervollkommnete die Methoden immer mehr, trat in Konkurrenz mit anderen Züchtern und schlug sie alle nach der Reihe, bis er an die erste Stelle rückte, wie ich am Anfang gezeigt habe.

Diese Art des Züchtungsbeginnes ist auch heute noch beibehalten worden. Die sogenannten Elitefelder sind immer weiter ausgedehnt worden, und an ihnen haftet stets in erster Linie das Interesse des Laien, der die Anlagen besichtigt. Auf besonders bereitetem Lande werden in breiten, sorgfältig abgemessenen Abständen die Elitekörner mit der Hand ausgelegt, anhaltend sorgfältig beobachtet; wenn sie groß geworden sind, mit einer Nummer versehen, bei der Ernte mit der Hand einschließlich der Wurzel herausgehoben, auf spitzen Holzgestellen getrocknet und dann einzeln in großen Beuteln in das Saatgutgebäude getragen. Hier warten fleißige Hände zum Entkörnen und flinke Federn zum Registrieren jeder Einzelheit an Halmen, Wurzeln, Ähren und Körnern.

Der babylonische Turm. Von Dr. Georg Giesecke.

In der Bibel steht nichts davon, aber die jüdische Legende berichtet es und hat damit weit über das Mittelalter hinaus Glauben gefunden: Nimrod, Noahs Enkel, hat den Gedanken des babylonischen Turms gefaßt. Er, der gewaltige Herr und Jäger vor dem Herrn, der Gründer von Babel, war der Herrscher, der Gott zum Trutz den Turm zu bauen befahl. Das Gedächtnis an die Sintflut war noch nicht erloschen. Regenbogens wirklich ein Unterpfund für die Dauer dieser scheinbar festgegründeten Erde? Sollte man sich wieder dem Strafgericht Gottes ausliefern? Wer weiß, ob er wieder eine Arche zu zimmern gebot und ob seine warnende Mahnung gerade die erreichte, die sich die Herren der Erde wähnten! Auf, ein fester Turm sollte errichtet werden, der Stürmen und Fluten standhielt und dessen Höhe vom Wogenenschwall weder erreicht noch zerbrochen werden konnte.

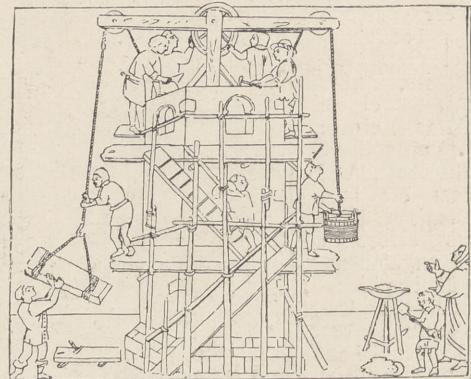
So die Legende. Tieffinniger klingt der biblische Bericht. Hier ist der Turm von Babel ein Denkmal menschlichen Hochmuts. Er soll den Ruhm seiner Er-



Kuppelmosaik aus der Vorhalle von S. Marco, Venezia.
(Aus: „Brandt, Schaffende Arbeit“.)



Aus dem Heilspiegel von P. Drach.
(Aus: „Brandt, Schaffende Arbeit“.)



Aus der Kasseler Weltchronik. 1385.
(Aus: „Brandt, Schaffende Arbeit“.)

bauer den fernsten Zeiten melden. Er soll ein Zeichen sein, um das sich die Völker immer wieder sammeln. Denn das Zweiströmeland, in dem er steht, ist es nicht die Heimat der Menschheit, die Wiege ihres Glaubens und ihrer Kultur? Aber der Herr fährt hernieder und verwirrt die Sprache der Werkleute, so daß sie einander nicht mehr verstehen, den stolzen Bau unvollendet lassen und sich verwirrt in alle Länder zerstreuen. Nicht weit von Babylon liegt der Ort Barsippa, dessen Namen man mit Sprachenturm oder Sprachenverwirrung übersetzt und so ein Zeugnis für die Erzählung der Bibel zu finden glaubt. Es gibt noch eine andere rationalistische Deutung für den Zusammenhang des babylonischen Turms mit der Sprachenverwirrung. Die Millionenstadt am Euphrat zog Angehörige aller möglichen Völker in ihre Mauern. Sie wurde früh der Mittelpunkt internationalen Handels. Hier zuerst entwidmete sich ein Vantwesen in modernem Sinn. Hier zuerst herrschte ein Gesetz, das auch Handel und Wandel in bestimmte Formen zwang. Hier zuerst fanden auch Fremde rechtlichen Schutz, wie sich andererseits der babylonische König bemühte, seine Untertanen auch im Ausland zu schützen. Für den Angehörigen des kleinen israelitischen Hirtenvolks bot diese lärmende Riesenstadt mit ihren vielfältigen Sprachen einen verwirrenden Anblick, und leicht möchte angesichts des gewaltigen und durch Jahrhunderte unvollendeten Turms der Gedanke entstehen, daß dieses Sinnbild machtvoller Einigung gleichzeitig das Denkmal einer niemals endenden Verwirrung sein möge.

Es gab mehr als einen Turm in Babylon. Wohl alle Tempel sind als

Türme erbaut worden. Man wöhnte, in einer reineren und höheren Luft den Göttern näher zu sein, und da man in dem ebenen Land keine Berge hatte, auf die man steigen konnte, so schuf man sich künstliche Berge in Türmen. Hier fand der Sternendienst der Priester günstige Beobachtungsstätten. Hier fanden die Opfer und Gebete den günstigsten Weg zu den himmlischen Mächten. Hier fühlte man sich dem Dunst der großen Stadt, den Nebeln der Ebene, der Dunkelheit menschlichen Getriebes entrückt.

Wir kennen den babylonischen Turm aus der freilich nicht eindeutigen Schilderung eines Mannes, der ihn selbst gesehen. Herodot beschreibt ihn im ersten Buch seiner Geschichten als das „Zeus-Belos-Hiligtum mit ehenen Toren“. — Auf einem quadratischen Unterbau erhob sich der Turm in acht sich verjüngenden Stockwerken.

Außen herum führte eine mit Absägen und Ruhebänken versehene Wendeltreppe. Im obersten Stockwerk befand sich der Tempel ohne Götterbild, aber mit einem Altar — einem prachtvollen Ruhebett, auf dem die dem Dienst des Gottes erkorenen Jungfrauen übernachteten und der Erscheinung des Höchsten harrten. Am Fuße des Turms befand sich ein zweiter Tempel. Hier stand das goldene Bild des Gottes auf goldenem Thron, die Füße auf einen goldenen Schmel gestützt, davor ein goldener Altar, an dem 1000 Pfund Weihrauch geopfert wurden, wenn das jährlich wiederkehrende Fest des Gottes gefeiert wurde.

Im Vorhof des Tempels waren noch zwei Altäre für blutige Opfer errichtet. — Als vierhundert Jahre nach Herodot der sizilische Geschichtsschreiber Diodor Babylon besuchte, war der Turm bereits eine Ruine. Er weiß nur noch zu erzählen, daß er sehr hoch gewesen ist und der Beobachtung der Gestirne diente. Er bestand aus gebrannten Ziegeln, und dieser Baumstoff ward ihm zum Verhängnis, denn man benutzte ihn als bequemen Steinbruch in dem steinarmen Lande. Diodor sabelt von goldenen Götterbildern, die die Höhe des Turms gekrönt haben sollen, von goldenen Altären und Weihrauchfässern, unermöglich wertvollen Stücken. Nach einer anderen Quelle, dem Geographen Strabo, der zu Beginn unserer Zeitrechnung reiste und schrieb, war der Turm schon ein Trümmerhaufen, als Alexander der Große Babylon besetzte. Der Herrscher

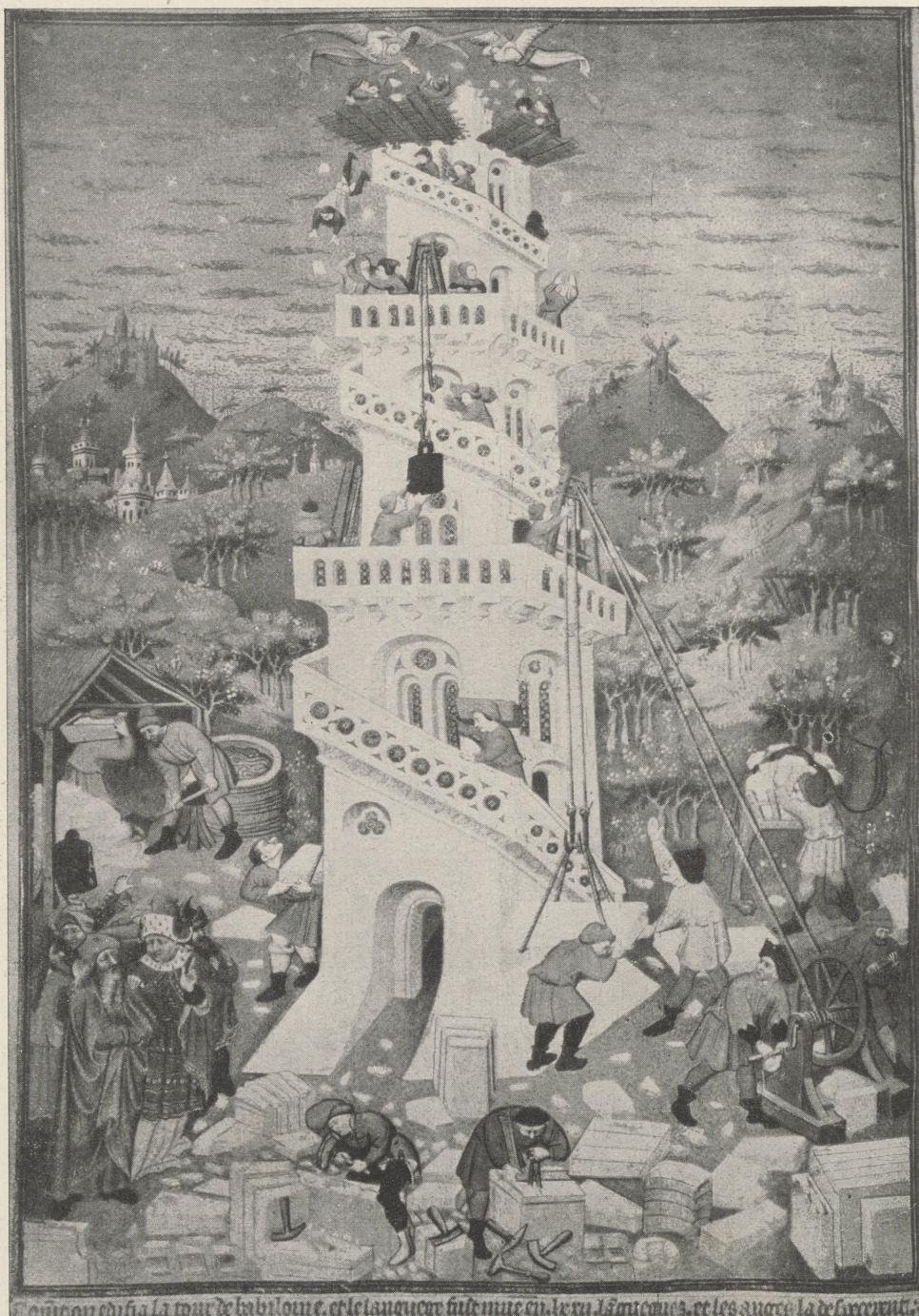
bewies auch hier seine Achtung vor der Geschichte. Wie er das geschändete Grab des Cyrus wiederherstellen ließ, so wandte er seine Fürsorge auch dem babylonischen Turm zu, indem er befahl, ihn von den Schuttmassen, die ihn umlagerten, zu befreien. Das war eine Riesenarbeit, an der 10 000 Arbeiter sich zwei Monate lang plagten. Des Königs früher Tod hinderte den Wiederaufbau.

Wir wissen aus Inschriften, daß der von Herodot so anschaulich geschilderte Tempel dem Schutzherrn von Babel, dem Bal-Marduk geweiht war. In dem reichen und nicht sehr

überstolzen Göttstaat Babylons verkörpert Marduk die Morgen- und Frühjahrs-sonne. Er ist der Herr des Lebens und der Weisheit, ja, als seine Stadt die Vormacht des Landes wurde, der König des Himmels und der Erde. Der Neujahrstag zu

Frühlingsanfang war sein Fest. Der Planet Jupiter war sein Gestirn. An seinem Feiertage wallte eine unabsehbare Prozession zu dem hochragenden Hause Etemenanki, der Grundfeste des Himmels und der Erde, dem babylonischen Turm. König und Priester führten ein Frühlingspiel auf, das den Sieg des Lenzes über den Winter feierte, und der König nahm sein Reich erneut von dem Gott zu Lehen. Ein frommes und weises Volk lebte und herrschte an den Ufern des Euphrat, und wenn sich in seiner Religion nur spärliche Spuren von einem Jenseitsglauben finden: der große Gedanke der Ewigkeit muß auch in ihm gelebt haben. War nicht der Turm ein künstlerisch geformter Ausdruck dafür? — Ewig sollte er sein. Aber er hat

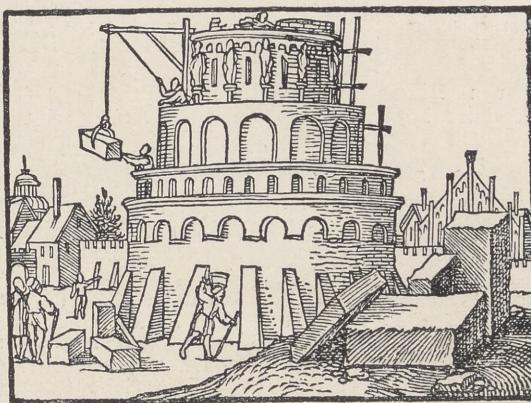
die Schicksalsstürme, die das Reich erschütterten nicht ohne Schaden mitgemacht, und als Nabopolassar, der Vater Nebukadnezars II., des Eroberers Jerusalems, aus den Händen Marduks die Herrschaft ergriff und noch einmal die alte Herrlichkeit und Macht erneuerte, war der Turm eingestürzt. „Zu jener Zeit“, schrieb der König, „gebot mir Marduk, dem Turm Babels, der in der Zeit vor mir geschwächt und zum Einsturz gebracht worden war, sein Fundament an die Brust der Unterwelt zu gründen, während seine Spitze himmeln strebe.“ Und als der Bau fertig war, betete er: „Marduk, mein Herr, blicke freudig auf meine frommen Werke. Auf deinen erhabenen, unveränderlichen Befehl möge das Werk meiner Hände auf ewig bestehen. Und gleich ihm befestige



Aus dem Stundenbuch des Herzogs von Bedford. 1423–1430. Französische Miniatur.
(Aus: „Brandt, Schaffende Arbeit“.)

meinen Thron bis auf ferne Zeit. Turm, segne den König, der dich erneuert hat. Wenn sich Marduk in deiner Mitte niederläßt, so verkünde Gnade vor Marduk, meinem Herrn."

Wie sich in der abendländischen Kunst der Turmbau von Babel darstellt, kann man gut überblicken, wenn man das schöne Buch von Paul Brandt: „Schaffende Arbeit und bildende Kunst im Altertum und Mittelalter“ zur Hand nimmt (Leipzig, Alfred Kröner). Auf den ältesten Darstellungen wird der Turm fast ausnahmslos viereckig und von vorn gesehen abgebildet, so auf dem Bildchen aus dem „Lustgarten“ der Herrad von Landsberg, wo die Arbeiter sogar mit Lot und Winkelmaß hantieren. Mehr



Aus den 1533 in Frankfurt a. M. erschienenen und von Hans Sebald Beham mit Holzschnitten geschmückten bibl. Historien.



Aus Erentz's gereimter Weltchronik. Um 1370.
(Aus: „Brandt, Schaffende Arbeit“.)

aus dem Felsen wachsen. Man sieht die Vollendung und blüht dennoch tief in das labyrinthische Gefüge, in das wimmelnde Getriebe des Baues. Unten links im Vordergrunde sind Steinmeisen an der Arbeit und König Nimrod läßt sich Bericht erstatten. Hunderte von Menschen wimmeln in allen Stockwerken herum. Schiffe bringen neues Baumaterial herbei, und um den Turm ist eine unabsehbare Weltstadt gelagert, nordisch, gotisch, aber dennoch in den Zauberhauch abenteuerlicher Fremde gehüllt. Die Spitze des Turms ragt in die Wolken, treu den Worten der Bibel. Dieser Künstler der Renaissance hat Verständnis für die erschütternde Größe des Unternehmens. Er wird mit der Heiligen Schrift darin einen hochmütigen Frevel erblickt haben. Aber der Stolz des Künstlers ist dem Stolz der Titanen verwandt. Wenn Gott die Schöpfer dieses

Werkes bestrafe, so war er, wenn auch zürnend, unter ihnen und nicht in der Gesellschaft der Friedfertigen, die nur die Hütten ge-ruhigen Lebens bauten. Es gehört zu den großen Ruhmestaten deutscher Wissenschaft, daß es ihr gelungen ist, den Schleier zu lüften, der über dem Märchen vom babylonischen Turm ruht. Im Auftrage des Reiches und der Deutschen Orientgesellschaft hat Robert Koldewey, der vor wenigen Jahren heimgegangene Forscher, in Babylon gegraben und im Jahre 1913 auch den Fuß des Turmes freigelegt. Diese Teile, die ein Quadrat von 91,53 Meter Seitenlänge umfassen, waren so gut erhalten, daß sie Koldewey zu einer Rekonstruktion des Ganzen ermutigten. Er fand einen Kern von 61,15 Meter Seitenlänge und sah in ihm den ursprünglichen Turm, der dann später von Nabopolassar und Nebukadnezar erweitert und verstärkt wurde. Er fand an der Südfront einen Ausgang von drei breiten und steilen Treppen, die bis auf die Höhe



Aus dem Huntingfieldpsalter.
(Aus: „Brandt, Schaffende Arbeit“.)

Wucht kann sich keine Darstellung mit den Worten Herodots, des Augenzeugen, mit der Anschauung Brueghels, des schaffenden Künstlers, mit dem sittlichen Ernst des biblischen Erzählers vergleichen.

Hier finden wir klassische Formungen der tieffinnigen Geschichte, Formungen, die in Bild und Wort auf viele unvollkommene Fassungen sich stützen und nun endgültig geworden sind. Mit dieser Dichtung des babylonischen Turms kann die moderne Wissenschaft nicht wett-eifern.

Denn immer ist der Künstler gestaltungsstärker als der Gelehrte, und während Rekonstruktionen in wissenschaftlichen Zeitschriften oder Gipsmuseen verstocken, leuchtet Brueghels Bild mit dem frischen Glanz der Schöpfung und die Worte des biblischen Erzählers tönen uns dunkel und schwer in Ohr und Herz.



Holzschnitt aus der 1483 in Nürnberg bei Koberger erschienenen Bibel.

Nymphenburger Vögel und ihre Weisen. Von Alfred Freitag.

Eine schöne Lindenallee führt von München nach Nymphenburg über altes Kulturland. Hier lag schon vor Karls des Großen Zeit ein Häuslein Hütten um die Kirche des Apostels Winuthir. Die Alpenzüge grüßen aus der Ferne herüber.

Dann steht das weiße Schloß vor uns, ein Märchen aus ganter Zeit. Aus einem

von Haimhausen, Präsident des Kurfürstlichen Münz- und Bergwerksskollegiums, wurde zum Leiter der Manufaktur bestellt. Josef Ringler, ein Wiener Künstler, brachte sie zum Gediehen; zwölf Jahre nach seinem Wirken wurden 300 Personen beschäftigt. — Es wurde fleißig geschafft, gedacht und geprobt. In der Münchner Staatsbibliothek liegt ein Manuskript des Wirklichen Hof-Camer-Raths und Chymitus Härtl aus jener Anfangszeit der Nymphenburger Porzellanfabrik: „Beschreibung aller zur Porcelain-Fabrique gehörigen Wissenschaften, durch selbstgenommene nebenjährige Erfahrung. Wie solche Mitls unausgelezen angewendten Fleiß und vieler Tausend gemachten Proben bey der Churfürstl: Bayr: Porcelain-Fabrique seiner Zeit glücklich zu Stande gebracht worden.“

Materielle Sorgen stellten sich ein, als die bayerische Kurwürde auf Karl Theodor von der Pfalz überging. Er bevorzugte verständlicherweise die Frankentaler Fabrik, die

er selbst im Mai 1755 gegründet hatte. Die Lage änderte sich, als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die pfälzische Manufaktur einging und der Modelleur J. P. Melchior mit einer Anzahl tüchtiger



Papagei. Von Willi Bügel.

Blütenmeer springt die glitzernde Fontäne auf. In den Büschen und Bäumen singen tausend sommersrohe Vögel. Ein ebensoches, viestimmiges Quinquierieren erscholl auch damals, als noch die prunkvollen Nymphenburger Feste in den Sommernächten mit Musik, Liedern und Lichterglanz alle Vögel des Parkes aufweckten.

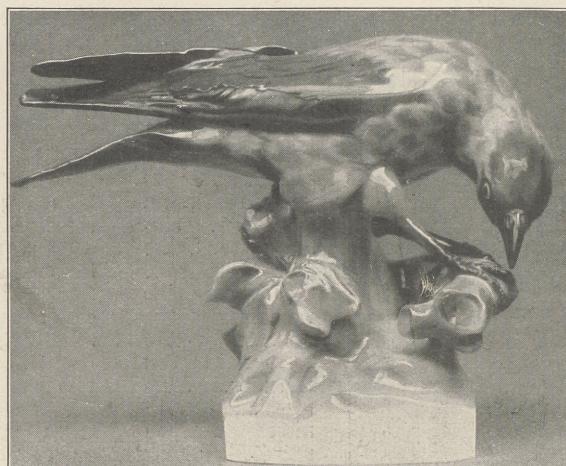
„Es hatte Seyne Churfürstliche Liebden,“ so heißt es in einem Brief, „bei 6000 florins aufgewendet zur funftreichen Beleuchtung der Fahr-Straße von der Stadt her und stunden Pech-Pfannen und wellische Feuer in blauen und weißen Schälen vor jedem Baume. Auf alle Wässer hatte man venetische Gondeln gesetzet, ausgeschlagen mit Scharlachvelours und brokade d'argent. Die Cavaliers stellten Gondolaführer für. Und hingen vieler tausend Lichtersterne rings um das Schloß, so daß kaum ein heimlich Plätzchen dunkel blieb, allwo der Gesflügelte hätte seine amores betreiben können. Zum souper waren zwölf Gerichte und neun Desserts auf dem Speisezettel vermerkt. Der Bacchus ritt daher auf einem Stückfaß cyprischen Weines, das von Satyren ausgeschenkt wurde. Zum adieu ließen Churfürst. Liebden jeder Demoiselle einen bouquet von bourbonischen Rosen und Nägelein präsentieren, gebunden mit einer Zahlperlen-Schnuhre. Welches galante cadeau uns ohnmaßen flattieret hat.“

Im Jahre 1745 bestieg Maximilian III. den bayrischen Thron. Er war kein Rokokofürst mehr und zog es vor, anstatt höfischer Prunkbauten wissenschaftliche Anstalten, Spitäler, menherrn würdige Kasernen für seine Soldaten zu errichten. Dennoch hat uns eine seiner Schöpfungen echte Perlen der Rokokokunst überliefert: die Nymphenburger Porzellanmanufaktur.

Elias Vater, Spiegel- und Glasmacher aus Dresden, war der erste, der in München Versuche zur Herstellung von Porzellan unternahm. Sie blieben ergebnislos. Mehr Erfolg hatte der Töpfer Johann Baptist Niedermayer; er errichtete im Jahre 1747 mit Unterstützung des Kurfürsten eine

Porzellanfabrik in der Vorstadt Neudeck neben dem Paulanerkloster. In rechten Gang kam das Unternehmen aber erst nach seiner Verstaatlichung. 1761 erfolgte die Verlegung der Fabrik in ein eigens errichtetes Gebäude im Schloßrondell zu Nymphenburg.

Graf Sigmund



Dohle. Von Carl Graßer.

Arbeiter nach Nymphenburg übersiedelte. Hauptmarke der Nymphenburger Fabrik ist der mit dem Trockenstempel eingedrückte bayerische Rautenschilde.



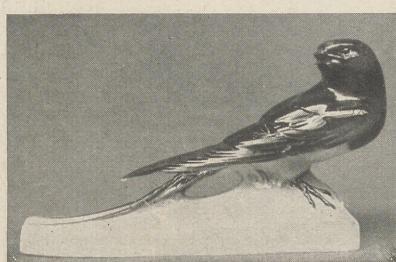
Kanarienvogel.

In einem vergilbten Büchlein steht: „Wenn irgend sich Natur und Kunst, auch Ton und Gebild in Vergleich sehen lassen, und es mächtige Kunstwerke giebt, erschütternd wie der Donnerruf des Löwen, also werden die zierlichen Porzellansiguren sich in etwas dem süßen Vogelgezwitscher vergleichen lassen.“ Die ältere Porzellanplastik Nymphenburgs gehört zum Charakteristischsten und Schönsten, was die Kunst des galanten Jahrhunderts hervorbrachte. Überhaupt ist das Porzellan des 18. Jahrhunderts zu einer der begehrtesten Waren des Kunsthandels geworden. Deutschland gebührt der Ruhm der Erfindung des europäischen Porzellans und der Entwicklung einer vorbildlichen Gestaltung.

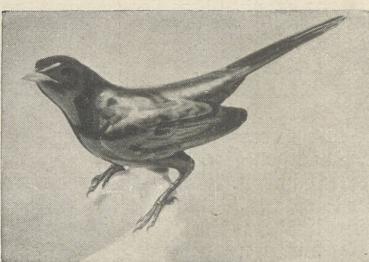
Noch heute ist Porzellan das vornehmste Erzeugnis der Tonverarbeitung. Seine beiden Hauptbestandteile sind Kaolinerde und Feldspat, die innig vermischt und im Feuer gebrannt den reinweißen Scherben liefern, der seinen Namen von der äußerlichen Ähnlichkeit mit einer glatten weißen Seemuschel erhalten hat, die im Italienischen porcella, das heißt Schweinchen, genannt wird. Die weiße Farbe und Durchscheinbarkeit des Porzellans eignet sich besonders zu einer wirkungsvollen Bemalung.

Erfreulicherweise hat das Interesse an guten Porzellanen in den letzten Jahren wieder erheblich zugenommen.

Die Vogelplastik Nymphenburgs geht zurück bis auf den ersten dortigen Modellmeister Franz Anton Bustelli, dessen Können den Ruhm der Manufaktur begründete. Nach seinem Tod wurde im Jahre 1764 Dominikus Auliczeck berufen, ein Böhme, der ursprünglich Theologe hatte werden wollen, dann aber auf den Akademien in Wien, Paris, London und Rom stu-



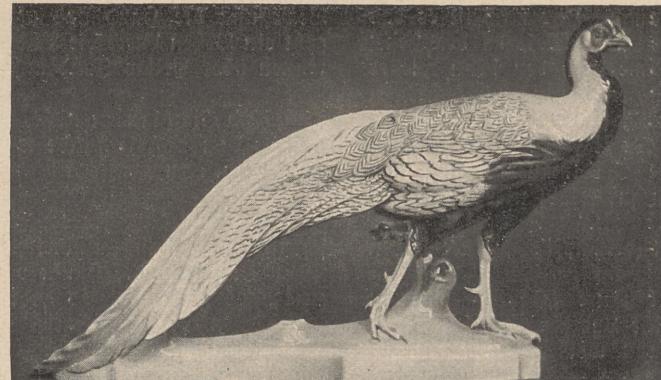
Schwalbe



Schwarzamse.

dert hatte. Seine geschickten Hände bildeten neben vielen anderen reizenden Figuren und entzückenden Gruppen auch Papageien, Geier, Flamingos, Enten und sonstiges gefiedertes Getier.

Das angehende 19. Jahrhundert wandte sich von der Porzellanplastik etwas ab und bevorzugte die Darstellung von klassizistischen Vasen und Gefäßen. Erst die Romantik und der Naturalismus, der zur Mitte des Jahrhunderts den Geschmack bestimmte, neigten sich wieder der Kleinskulpturenkunst zu. Damals hat der Münchener Maler Sebastian Habenschaden neue Vogelmodelle für Nymphenburg geschaffen. — In neuester Zeit bevorzugt die Manufaktur die Vogelplastik in besonderem Maße und hat bedeutende Künstler zur Mitarbeit herangezogen. Der Grundgedanke der Fabrikleitung war, die einheimische Vogelwelt, vor allem unsere lieben deutschen



Silbersasan.

Unsere besten Meister der Tierplastik, Jügel, Kärner, Blažek, Göhring, Neuhäuser u. a. m. wurden herangezogen. Im Gegensatz zu dieser naturalistischen Nymphenburger Vogelplastik hat Professor Wackerle, z. B. Hauptmeister der Manufaktur, einige stilisierte, fremdartig bunte Papageien modelliert.



Kükchen.



Hänsling.



Stare.



Rotschwänzchen.

Die Romanze. Von Magdalene Kind.

Der Himmel löst sich hoch und lichtblau aus den letzten Regenschleieren. Durch die Stille klingt Klavierspiel. — Schumann: „Die Romanze“.

Ludwig Terzel bleibt an der Gartenpforte stehen, schon die Hand auf der Klinke. Levkojenduft weht von den Beeten, einzelne Rosen neigen ihre nur halbgeschlossenen Kelche an den hohen Stämmen, verwelkt, ohne geblüht zu haben. Es ist ein trüber Morgen mit einer silberkalten Ferne über den blauen Waldketten der hessischen Berge . . .

Lauschend steht der Mann. Aus den letzten Taktten klingt ein banges Rufus — ein Suchen nach vergangenen Tagen. In diesen kleinen Städten leben noch solche, die ihre Mädchenseit hoffnungslos und ohne Sinn vergehen sehen. Ludwig Terzel geht rasch zwischen den Blumenbeeten hin ins Haus. — — —

Etwas Ungekanntes erfüllte Yella Korff bei den Worten des Mannes, das angstvoll war und doch lockte. In kleinen Städten lernt man sich rasch kennen und findet leicht zusammen in der Stille leerer Tage.

Ludwig Terzel kommt aus Ländern, deren Namen sie kaum kennt. Wer ist er? Vielleicht ein dunkles, in die Tiefe lockendes Schicksal? Sein scharfzügiges Gesicht ist von der fremden, verwitternden Farbe der Tropen. Er sieht sie an, wie Männeraugen sie nie ansahen. Seine Augen ruhen auf ihr stark und durchdringend — Yellas Blick senkt sich vor ihnen.

„Wie heißen Sie mit Vornamen?“

„Yella.“

„Vielleicht lebt in diesem Namen ein Lebenstraum Ihrer Mutter.“

Sie blickt in den Garten hinaus und antwortet nicht. Wie sonderbar dieser Mann oft redet —

„Ein Traum vielleicht, der ihre Mädchenseite heimlich erfüllte — dem sie eine winzige Erfüllung schuf in dem fremdartigen Namen, den sie ihrer Tochter gab.“

„Was fesselt Sie eigentlich hier, daß Sie den ganzen Sommer und Herbst in dieser Stadt lebten?“

Er lächelte, ohne den Blick von ihrem Gesicht zu lassen. „Vielleicht war es das Schicksallose des ganzen Lebens hier.“

Singvögel, wie sie rings um das Schloß jubilieren, in Porzellan farbenfroh nachzubilden. Solcher Unternehmung kam die in Nymphenburg schon lange geübte, jedoch Jahrzehntelang ruhende Technik der Unterglasurfarben zugute. Bei Anwendung dieser Arbeitsweise entstanden auch die reizvollen Stücke, die wir hier im Bild zeigen können. Die liebevolle Formbung und Bemalung strebt, ohne ein photographiegenaues Bildnis liefern zu wollen, doch Wahrhaftigkeit, die auch den naturkundigen Freund unserer heiteren, gesiederten Sänger gefällt.

„Glauben Sie, in den kleinen Städten haben die Menschen kein Schicksal?“ Ihre Augen verloren plötzlich die Scheu im Blick, sie brannten ihm heiß und dunkel entgegen.

Zufrieden sitzen Professor Korff und seine Gattin in ihren Sesseln, den Sonntag genießend. „Wie gefällt es Ihnen nun bei uns im Städtchen, Herr Terzel? Es läßt sich hier leben, was?“

„Danke, Herr Professor. Ich reise morgen am späten Vormittag.“

„Was, so plötzlich? Wie wäre es, wenn Sie uns dann noch ein wenig Musik machen?“ meinte der alte Herr.

Yella lehnte gegen die Tür zum guten Zimmer, wo das Klavier steht.

Ludwig Terzel spielt. Schumann: „Die Romanze“.

Yella sieht auf, erschrocken und verwirrt. Er beginnt die „Romanze“ in demselben Empfinden wie sie und endet sie ganz anders. Es ist bei ihm der Klang der Fortziehenden darin — das Vergessen derer, die aus der Ferne schon ein neues Morgen locht.

Fröstelnd schieben sich ihre Hände in die weiten Mantelärmel, sie sind müde und blutleer. Ringsum wartet die trostlose Kälte des Abends.

Yella sieht hinaus in die Säde der Bahnhlinie, die in vielen Gleisen auseinanderläuft. Rauchsträhnen über der stählernen Ferne. Alles ist von dem Vorübergehenden erfüllt. Da tritt jemand zu ihr an das Eisengitter, das sie von den Bahnsteigen trennt: Ludwig Terzel ist es.

Aus jener großen Welt ist er für kurze Zeit hierher gekommen, der Welt, die jeden Abend an ihr vorüberfliegt in dem sausenden Expresszug.

Sie gehen nebeneinander durch die Bahnhofshalle — hinaus, an den Hecken hin, über denen die Linden dunkel schatten.

„Kommen Sie jeden Abend hierher?“

„Ja,“ sagte sie kurz.

„Aber der Zug hält hier nicht.“

„Nein, er jagt durch den Bahnhof ohne Aufenthalt.“

Alles dröhnt und schwankt mir unter den Füßen, dann ist es vorüber. Aber es ist wie ein Rausch. Für mich ist es das ferne, unerreichbare Leben — die große Welt da draußen.“

Ludwig Terzel beobachtet aufmerksam den schon wieder erschlaffenden Ausdruck ihres Gesichtes, die müden Schultern. Nur in den Augen leuchtet es noch, findet keine Ruhe aus unerfüllten Wünschen, denen die Kraft fehlt.

„Ich gehe nun noch um die Stadtmauer herum, den Tageberg hinauf. Dort sieht man zur Stadt nieder. Diesen Gang am Abend habe ich mir erkämpft.“

Terzel lächelt über das Wort „erkämpft“. „Heute haben Sie den Zug nicht abgewartet?“

Sie sieht in die Dämmerung hinaus. „Heute — wozu?“ Schweigsam geworden folgt ihr Ludwig Terzel.

Steile Türme, die hoch in den wolkenwilden Himmel ragen! Der alte, mächtige Stadtturm — zerfallene, kupferhaubige Mauertürme und die schlanken, weißen Türme der Stiftsruine. Türme, die eine düstere und blutige Vergangenheit haben.

Feurige Wolkenketten verblassen im Abend. Langsam steigt der fast volle Mond über den Waldhängen hoch. Wie ein Schemen noch, aber schon ist ein goldenes Schimmern darin — der Abend entsfacht es.

„Wir wollen hinuntergehen, zurück in die schicksallose kleine Stadt,“ sagte Yella leise. „Meine Eltern erwarten uns. Es ist der letzte Abend.“

Langsam wandern sie bergab.

Als sie in den Garten kommen, bleibt Yella bei den Rosenstöcken stehen. Noch eine einzige Dijonrose duftet weit

aufgeblüht im dunklen Laub. Yella hebt mit einer weichen Bewegung die Hand und pflückt sie — in dem Augenblick geht ein Beben durch die Blüte — ihre Blätter lösen sich und rinnen über Yellas Hand auf den Boden nieder.

„Und Sie glauben nicht, wenn ich wirklich hinauskönnte, daß ich doch noch imstande wäre, mir ein eigenes, unabhängiges Leben zu schaffen?“

Ludwig Terzel schüttelte den Kopf. „Die Einförmigkeit hat Sie gelähmt, Ihre Kraft ist verkümmert. Sie sind erschöpft von zu langem Warten.“

Da wirft sie die Hände vor das Gesicht und läuft hinaus zu ihrer Mutter. „Was habt ihr mir getan!“ schreit Yella. „Was habt ihr mir getan!“

Verständnislos steht die Mutter da, die eben den Abendisch richtet. „Aber Yella, was fehlt dir denn? Schäme dich doch und nimm dich zusammen. Was soll Herr Terzel davon denken? — Marie! Marie, seien Sie mir ja recht achtsam mit den geschliffenen Gläsern.“

Der Wind weht kühl, spielt mit roten Weinranken und losen Blüten — gleitet durch Yellas Haar wie eine kosende Hand.

Der Vater horcht hinaus und lächelt zufrieden. „Hört ihr es? Der Express. Pünktlich auf die Minute.“

Durch das breite Flußtal fliegt ein langgezogener Pfiff! — Dort rast es vorüber auf sausenden Achsen — kommt aus der weiten Welt — fährt hinaus in die Ferne. Nimmt Sehnsucht und Verzweiflung mit sich und wirft sie draußen in alle vier Winde — —

Anwendungsbereiche des Staubsaugers.

Von Oberingenieur Foerster.

In unserem heutigen Wirtschaftsleben gilt der Grundsatz: Alle Hilfsmittel der Technik sind für jeden Betrieb und jede Arbeitsleistung nutzbar zu machen. In den auf der Höhe der Zeit stehenden Industriebetrieben wird in jeder Hinsicht nach diesem Satz verfahren. Es werden die besten und vollkommensten Werkzeuge und Maschinen beschafft, und für die Serienfabrikation ist in modern eingerichteten Werkstätten die Fließarbeit mit bestem Erfolg eingeführt worden. — Wie im Industriebetriebe, so haben auch im Haushalt verbesserte Werkzeuge und elektrisch betriebene Geräte und Maschinen Eingang gefunden. Es sei hier nur erinnert an elektrische Heiz- und Kochapparate, an Heißwasserspeicher, an Wärmespeicheröfen, an elektrisch betriebene Küchenmaschinen, an Staubsauger und Bohnerapparate u. a. m. Amerika, dessen Hausfrauen im ständigen Kampf mit der Hausangestelltenfrage stehen und sich deshalb meist ihre Hausarbeit allein machen müssen, ist zwangsläufig in der Maschinisierung der Küche und des Haushalts auch hierin

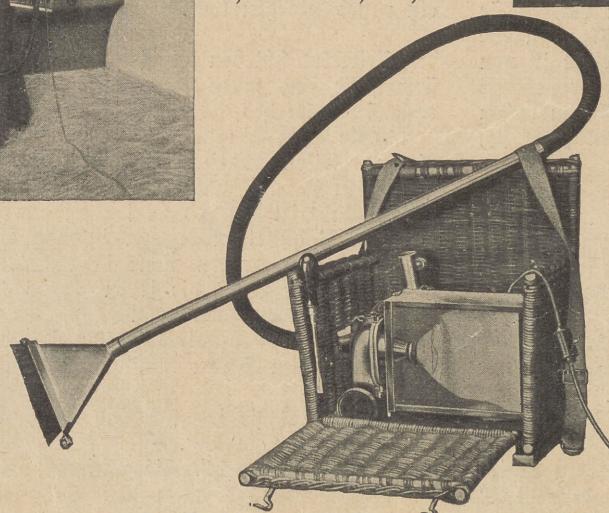


Der Staubsauger als Insekten-Vertilger.

vorausgegangen. — Der Staubsauger, der in erster Linie für die gründliche Staubbefreiung in den Wohnräumen hergestellt und in mancherlei mehr oder weniger prak-

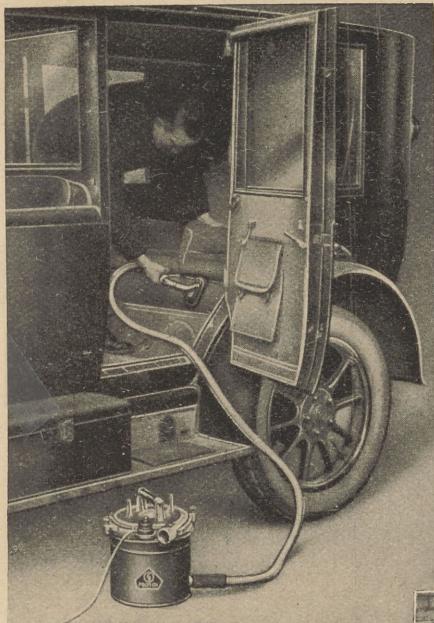


Sehlastenreinigung durch Staubsauger.



tischen Ausführungsformen auf den Markt gebracht wurde, der jetzt kaum noch in einem größeren Haushalte fehlt, hat nun neuerdings eine Reihe weiterer Anwendungen erfahren, die z. T. eine Umlaufkonstruktion des ganzen Apparates, z. T. aber auch nur die Ausbildung von neuen, für den jeweiligen Zweck besonders geeigneten Spezial-Saugdüsen erforderlich machen.

So ist der Staubsauger beispielsweise mit bestem Erfolg zur Insektenvertilgung, insbesondere in der Landwirtschaft, zur Anwen-



Autoreinigung.

„Bekanntlich eignen sich zur Bekämpfung der Mückenplage am besten die Wintermonate, wo die Mücken in ihren Schlupfwinkeln (Wohnräumen, Kellern usw.) durch Ausräuchern, Abbrennen und Absaugen mittels Staubsaugers verhältnismäßig leicht zu beseitigen sind.“ —

Ein weiteres neues Anwendungsbereich hat der Staubsauger als Pferdeputzgerät gefunden. Hierzu ist für den Staubsauger in seiner normalen Ausführung nur eine besondere Saugdüse, ein sogenannter Pferdeputzriegel, ausgebildet worden, der die bisher gebräuchliche Kardätsche und den Striegel in sich vereinigt und dadurch das Putzen wesentlich vereinfacht, so daß es gründlicher als bisher und in kürzerer Zeit ausgeführt werden kann. Die Reichswehr, die gewiß nicht gerade wie die Landwirtschaft über „Leute-not“ klagen kann, hat wegen der sehr beachtlichen Zeiterparnis beim Pferdeputzen dem Staubsauger als Putzgerät für die Kavallerie ein großes Interesse entgegengebracht.

Auch für den Rennstall und die Pferdezucht ist zur ordnungsmäßigen und rationellen Pferdepflege der Staubsauger in Verbindung mit dem Saugriegel durchaus zu empfehlen. Es dürfte nur eine Frage ganz kurzer Zeit sein, daß der Staubsauger auch hier ganz allgemeine Anwendung finden wird.

Wie zur Pferde-

dung gebracht worden, um das Stallvieh von der Belästigung durch Insekten zu befreien. Aber auch zur Bekämpfung der allgemeinen Mückenplage hat sich der Staubsauger als ein durchaus geeignetes Fang- und Vernichtungsgerät erwiesen. Aus dem Runderlaß des Ministers für Volkswohlfahrt vom 16. Dezember 1926 — J. M. J. 3968 — ist zu entnehmen:

pflege, insbesondere zum Putzen und zur Säuberung, so wird der Staubsauger auch für andere behaarte Haustiere, namentlich für Hunde und für das Stallvieh, zur Säuberung Verwendung finden.

Im Buchdruckereibetriebe dient der Staubsauger hauptsächlich zur Beseitigung des gesundheitsschädlichen Bleistaubes aus den Schätzken, der bisher nur in sehr unvollkommenem Maße beseitigt werden konnte. Eine zweckmäßig ausgebildete Schätzendüse vermittelt hier die Entstaubung unter äußerster Schonung des Typenmaterials. Es ist leicht einzusehen, daß das frühere Reinigungsverfahren mit Blasebalg, Staubpinsel usw. den gefährlichen Bleistaub, dessen gründliche Beseitigung eine Forderung der Gewerbehygiene ist, nur aufwirbelte und ihn so erst recht zu seiner gesundheitsschädigenden Wirkung brachte.

Auch zur Reinigung von Flugzeugen und Automobilen findet der Staubsauger Verwendung. Nicht nur, daß es vom hygienischen Standpunkte erforderlich ist, die Polster der Kabinensitze zu reinigen, sondern es wird z. B. beim Flugzeug auch ein besonderer Wert auf das Reinhalten der unter dem Motorbock gelegenen Streben und Bootsteile gelegt, denn hier sammelt sich zuerst aller Öl- und Benzinschlick an,

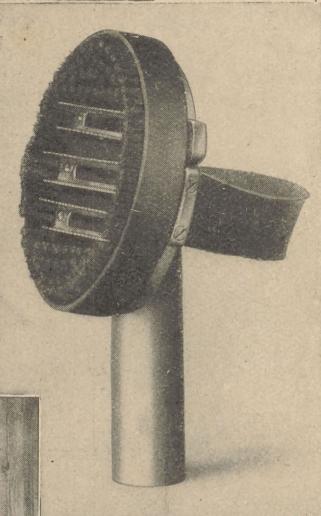
der besonders bei Flugzeugen aus Holzkonstruktion sich in die Fasern und in die Rillen einfrißt und so auf die Lebensdauer



Stallpflege mit Staubsauger.

eines Flugzeuges leicht nachteilig einwirken kann.

Zum Schluß dieser



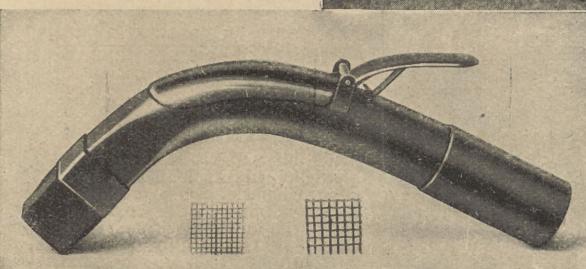
Staubsaugermundstück, das Kardätsche und Striegel verbindet.



Saugriegel im Gebrauch.

teres als Betriebsapparat zur kräftigen Zerstäubung von Flüssigkeiten mittels Nass-Zäubers und von pulversförmigen Stoffen mittels Trocken-Zäubers verwendbar.

Die Zerstäubung von Flüssigkeiten, als welche Desinfektionsmittel, Chemikalien, Medikamente, Duftstoffe u. a. m. in Betracht kommen, wird in der Landwirtschaft zur Desinfektion von Stallungen sowie zur Ungeziefervertilgung in diesen, ferner zum Besprühen von



Schätzendüse.



Als Berständer zur Desinfektion.

Trocken-Stäuber wird hauptsächlich zum Zerstäuben von pulverförmigen Desinfektions- und Ungeziefervertilgungsmitteln eine gute und zweckmäßige Verwendung finden.

Bäumen und Sträuchern mit Kalkmilch und anderen Chemikalien zur Bekämpfung von Baumkrankheiten und Schädlingen usw. gute Dienste leisten. Aber auch im Haushalt, in Versammlungs-, Vortrags-, Kino-, Konzert- und Theaterräumen ist der Nasz-Stäuber zur Desinfektion, Reinigung und Verbesserung der Luft durch Zerstäubung von geeigneten Chemikalien und Duftstoffen ein sehr praktisches und nützliches Gerät. Der Nasz-Stäuber wird mit drei auswechselbaren Spritzdüsen von 0,5, 1 und 2 Millimeter geliefert, die je nach dem Flüchtigkeits- und Viskositätsgrade der Zerstäubungsflüssigkeit Anwendung finden. Die Flüssigkeit wird normal bis auf etwa 6 Meter Entfernung herausgestäubt. — Der



Als Berständer im Treibhaus.

Frauendahlem

**Märchen und Geschichtlein sind wie Elfen,
Die vor strengen, kalten Augen fliehn,**



Braunweiß-kariertes Regenmäntelchen mit passendem Hut. Aufnahme: Claire Sonderhoff, Berlin.

Kinder im Regen.

Kinder im Regen sind gegen Erkältung besonders empfindlich, es gilt, sie vor Nässe möglichst zu schützen. Ein Regenschirm, auch für Erwachsene nur ein Nothbehelf, verfehlt bei Kindern völlig seinen Zweck; sie spielen damit herum und haben weder Geschick noch Ausdauer, ihn im Ernstfalle richtig zu halten und zu tragen. Sachgemäßen Schutz kann dem Kind nur eine Hülle in Gestalt eines Regenmantels oder eines Capes gewähren. Die Pelerine hat den Vorzug, daß sie auch über den dicken Wintermantel gezogen, also das ganze Jahr hindurch getragen werden kann. Das Mäntelchen hingegen sieht flotter, niedlicher aus; bei Kälte behilft man sich mit einer darunter zu ziehenden Wolljacke; im übrigen kann die Temperatur bei Regenwetter den Gefrierpunkt ja niemals überschreiten. —

Die Regenkleidung der Erwachsenen hat sich in den letzten Jahren so erheblich verschönert, daß diese Wandlung zum Besseren auch an

dem Gebiet der Kinderkleidung nicht spurlos vorübergegangen ist. Genau wie die Großen können die Kleinen heute ihr Regenmäntelchen aus kornblumblauer, smaragdgrüner oder feuerroter Ölseide oder aus schottisch-kariertem, gummiertem Crêpe de Chine haben. Dazu die passenden Hüten oder Kappen, die gerade den Kindern reizend zu Gesicht stehen. Es hat den Anschein, als ob das plumpe Lodencape von unsfreundlich graugrüner Farbe seine einst alles beherrschende Rolle endgültig ausgespielt hat. Detta.

Keuchhusten.

Wir alle, auch die Ärzte, haben diese Kinderkrankheit meistens so wenig aus eigener Erfahrung in Erinnerung, daß wir den typischen Nebenerscheinungen im Seelenleben des kleinen Patienten oft machtlos gegenüberstehen. Wie oft wird ein Schulkind noch gepufft und zur Aufmerksamkeit gequält, wenn die Mutter längst gesehen haben müßte, daß ihr Kind krank ist und eigentlich ins Bett gehört. Ich sah eine Mutter, die früher Erzieherin gewesen war, ihre zwölfjährige Tochter, als diese bei einem Keuch-

**Aber feinen jungen Müttern helfen,
Liebe Kinder zu erziehn. f. s.**

hustenanfall starren Auges beide Arme in die Luft warf, anfahren: "Beherrsch' dich doch!" Ach, wie sehr wünschte ich damals, die Mutter würde am eigenen Leibe die Härte, ja Unmöglichkeit dessen erfahren, was sie verlangte. — Ich selbst bekam den Keuchhusten erst mit meinen Kindern gemeinsam und habe selbst wieder und wieder Methoden zur Erleichterung der quälenden Anfälle ausprobiert können. Eine Medizin gibt es gegen Keuchhusten bisher ebensowenig wie gegen die Seekrankheit, so viele auch verschrieben und von denen empfohlen werden, die schließlich das Nachlassen der Anfälle der Medizin zuschreiben, die das Kind im letzten Stadium der Krankheit geschluckt hatte. — Da der Keuchhusten unserer halbjährigen Säugling offensichtlich bei weitem weniger angriff als uns Große, so wurde mir klar, daß als erschwerendes Moment bei uns die Erstickungsangst hinzukam, die einen beim ersten vergeblichen Aushusten des zähen Schleims anfällt. So machte ich den Kindern zunächst zur Beruhigung der Nerven und des sowieso stark beanspruchten Herzens klar, daß am Stichhusten noch niemand wirklich erstickt ist. Da aber der vier- oder fünfmalige Ansaug mit hörbarem Lustfeinziehen entsetzlich quälend ist, versuchte ich, beim geringsten Anzeichen eines Anfalls am offenen Fenster einmal so tief wie möglich Luft einzuziehen. Dieser Atemzug unmittelbar vorher wirkt sofort beruhigend und gibt zugleich die Möglichkeit, mit einem einzigen kräftigen Ansaug den Schleimpropf aus der Lufröhre loszuwerden, den der gewohnt heitmaßig flachere Atemzug nicht herausbringt. Ich übte meine Kleinen in dieser Weise ein paarmal und bald hatten sie heraus, wie gut das tat. Bei Tag viel ruhige Bewegung in frischer Luft und nachts Schlafen bei offenem Fenster ist die denkbar beste Medizin gegen Keuchhusten. Anni Weber.



Regenmantel aus roter Seidenölkaut mit passender Kappe. Aufnahme: Claire Sonderhoff, Berlin.



Kinder-Regencapes mit Kapuze, die zusammengelegt und in einem Täschchen verpackt getragen werden können. Sämtliche Modelle Emma Bette, Bud & Lachmann, Berlin. Aufnahme: E. Sandau, Berlin.

Papierservietten,

die jedoch sehr weich, dick und freipartig sein müssen, haben sich bei Keuchhusten als Taschentuch-Tischtuch gut bewährt. Sie dämmen den während dieser Krankheit kaum zu bewältigenden Verbrauch an Taschentüchern stark ein und werden nach der Benutzung sofort vernichtet, können also nicht zu unerwünschten Keimträgern werden. G. T.

Die Wohnung der alleinstehenden Frau.

Dieses Thema ist so vielfältig und vielgestaltig, daß es, hätte man Raum, es gründlich von allen Seiten zu beleuchten, zu einer Reihe langer Abhandlungen ausgezogen werden könnte. Da sind erstens einmal die verschiedenen Kategorien alleinstehender Frauen, die Witwe, die Geschiedene, die Berufstätige, die Pensionierte, die Studentin, das alte Fräulein, soviel Unterschiede in der Lebensgestaltung, soviel verschiedene Anforderungen auch an die Wohnung, das Heim. Da ist das Problem der mehr oder weniger vernünftigen Wohnungs- und Wohnbaupolitik der einzelnen Gemeinden. Da wäre die Frage der Wohnungsbeschaffung für die nichtkapitalistische Bevölkerung (zu der in erster Linie alleinstehende Frauen zu zählen sind), wie die des „möblierten Zimmers“ scharf unter die Lupe zu nehmen. Wenn wir uns heute unter den vielen Wohnformen der vielen verschiedenen Arten alleinstehender Frauen nur ein scharf umrissenes Thema herausgreifen, das etwa „Zimmer der Berufstätigen“ betitelt werden könnte, so geschieht es aus den oben erwähnten Gründen und im Bewußtsein dessen, daß sich die weibliche Bevölkerung Deutschlands heute zu ungefähr je einem Drittel in Erwerbstätige, Nicht-Erwerbstätige und in Greisinnen und Kinder zusammengekommen gliedert, d. h. daß jede zweite erwachsene Frau einem Erwerb nachgeht oder sich darauf vorbereitet.

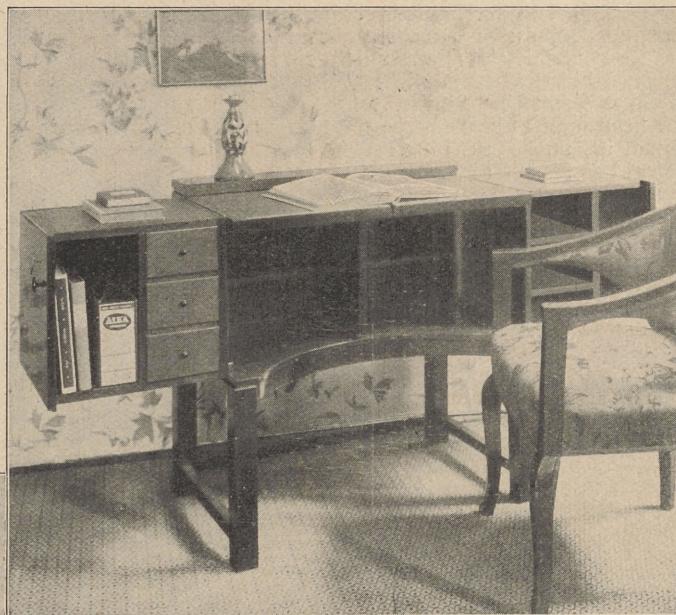


Der Näh- und Arbeitstisch geschlossen. 1,55 m lang, 51 cm tief, 79 cm hoch.

Auf einer im Vorjahr vom „Bund deutscher Frauenvereine“ veranstalteten und hervorragend — d. h. von einer stattlichen Anzahl unserer heute im öffentlichen Leben eine maßgebende Rolle spielenden Frauen — besuchten Tagung „Frau und Wohnung“, gipfelte der Vortrag über die Wohnung der Berufstätigen in der traurigen Feststellung: „Wir haben bis jetzt noch keine Wohnform, die den spezifischen Wünschen der berufstätigen Frau entspricht.“ So muß jede einzelne sehen, wie sie sich mit den gegebenen Tatsachen abfindet, muß der ihr vom Schicksal zugesetzten Wohnmöglichkeit die beste Seite abzugewinnen trachten.

Eltern und Töchter in der gleichen Stadt werden vielfach auch gemeinsamen Haushalt führen. In zahlreichen Fällen aber macht sich heute auch die berufstätige Tochter selbständig. Und warum? Weil einsichtslose Eltern immer noch den Fehler begehen, die berufstätige Tochter zu stark zur Hilfe im Haushalt und zur Teilnahme am Familienleben zu verpflichten, viel stärker als den Sohn. Ja,

das muß einmal ganz offen ausgesprochen werden! Das junge Mädchen, das am Nachmittag oder Abend ermüdet von der Arbeit kommt, findet in den seltenen Fällen die seelische Spannkraft dazu, um bei einem Kaffeekränzchen oder sonstiger



Ein praktischer Näh- und Arbeitstisch.
Kunstschlerei Albert Müller, Leipzig, Elisenstraße 42.

häuslicher Geselligkeit noch das liebenswürdige Haustöchterchen zu spielen, die Gäste aufmerksam zu bedienen und eine Stundenlange Unterhaltung zu führen, deren Inhalt ihrem Interessengrauen vielleicht ganz fern liegt. Vom erwachsenen Sohn würde man das hingegen niemals verlangen oder erwarten. Dies ist nur ein kleines Beispiel für viele Dinge, mit denen man im Gegensatz zum Sohn die erwachsene berufstätige Tochter „plagt“. Die richtige Ausnutzung der Freizeit der Berufstätigen ist jedoch von großer Wichtigkeit, jede empfindet da von selbst, was ihr speziell am nötigsten ist, ob sie schlafen, lesen, Sport treiben oder sich zerstreuen muß, um „wieder auf die Höhe zu kommen“.

Die eigene Wohnung ist der alleinstehenden Frau heute noch versagt, kein Wohnungsamt setzt sie auf die Dringlichkeitsliste, ja manche Städte verweigern der Frau sogar die Berechtigung auf Baukostenzuschuß-Neubauwohnung. Heute gibt es in Deutschland noch sehr wenig, erst etwa dreißig und sie tragen vorwiegend Unitätscharakter und sind auf Angehörige bestimmter Berufsgruppen beschränkt. Das Schicksal der alleinstehenden Frau wird also vorerst noch das möblierte Zimmer bleiben, hier aber steht ihnen die Armee der Vermieterinnen, die grundsätzlich „keine Dame nehmen“, in geschlossener Front feindlich gegenüber. Nicht umsonst wirft man bedauerlicherweise dem weiblichen Geschlecht Unzulänglichkeit vor. Hier beweist es sich leider wieder einmal aufs neue. Und warum keine Dame? Bloß weil man dann auf die schreckliche Tatsache gefaßt sein müßte, daß die Mieterin sich mal etwas bügen oder ein paar Strümpfe auswaschen will. Man bedenkt aber nicht, daß die Dame in den meisten Fällen sparsamer, auch rücksichtsvoller und anspruchsloser sein wird als der möblierte Herr.

Hat die berufstätige Frau nun endlich nach vielen Suchen ein Zimmer gefunden, wo man mit ihr einverstanden ist — was nicht gleichbedeutend zu sein braucht, daß sie mit ihm respektlos einverstanden ist — so beginnt der Stille, aber von beiden Seiten oft mit



Der Näh- und Arbeitstisch im Gebrauch.

heimlicher Erbitterung geführte Kampf um die vielen überflüssigen Dinge, die von den Wirtinnen in den vermietbaren Räumen sich anzuhäufen pflegen und gegebenenfalls um eine Änderung in der Anordnung der schließlich in dem Zimmer verbleibenden Möbel. Kann es der Wirtin nicht völlig gleichgültig sein, in welcher Ecke das Bett oder der Schrank in einem Zimmer, das sie ja doch nicht bewohnt, steht? Hat sie wirklich kein Verständnis dafür, daß dem Mieter ihre Familienphotos und Andenken gar nichts bedeuten?

Das vermietete Zimmer soll zum Wohnen, nicht zum Schonen dienen, darum, liebe Wirtinnen, stellt nicht „gerade die beste Kommode“ hinein, auch nicht einen Kleiderschrank, der ursprünglich als Bücherregal diente und dementsprechend schmal ist, und dann, bitte, nehmt das „gute Stück“, die Blümchendecke vom Tisch und legt dafür eine waschbare auf, vielleicht eine farbfrohe Indanthrendedecke, die heute für ein paar Mark zu haben ist. Die Ausgabe lohnt sich, denn — sie erspart euch viel Verdruss. Auch den Tisch selbst mit der polierten Platte nehmt hinaus und wenn ihr statt seiner auch nur einen stabilen Küchen-tisch hinstellen könnet.

Das in den Grenzen der Leidzeit erreichbare Ideal wird immer das leere Zimmer für die alleinstehende, berufstätige Frau bleiben. Für den fein empfindenden Menschen ist es eine Qual, zwischen Sachen zu hausen, die seinem Geschmack nicht entsprechen, mit denen ihn nicht einmal ein Erinnerungswert verbindet (denn dann wäre der geschmackliche Gegensatz natürlich eher zu ertragen). Zum Heim, das die berufstätige Frau doppelt nötig braucht als Zufluchtsstätte zu sich selbst, kann das von fremder Hand ausgestattete Zimmer ihr nie werden. Immer wieder muß man den Vermietern zutun: Gebt eure Zimmer leer ab! Die meisten Menschen wollen gar nicht eure Möbel, sie wollen nur den Raum. Darum verkauft das, was ihr in den anderen Zimmern oder auf dem Boden nicht mehr unterbringen könnt oder schenkt es schon bei Lebzeiten euren Erben!

Die Gewißheit eines ständigen, größeren Angebots leerer Zimmer gibt der berufstätigen Frau Mut und Möglichkeit, sich nach und nach eigene Möbel anzuschaffen. Ein Fonds wird so begründet, der bei späterer Verheiratung vielleicht von großem Nutzen sein kann, der auf jeden Fall aber den Grundstock zur eigenen Wohnung bildet, denn ewig kann die Wohnungsnot schließlich nicht dauern und das Ideal der älteren alleinstehenden Frau wird immer (vielleicht gemeinsam mit einer Schicksalsgefährtin) die abgeschlossene eigene Wohnung bilden.

Das Wichtigste der ganzen Einrichtung ist unzweifelhaft die Lagerstätte. Für einen Mensch, der arbeitet, ist das Wichtigste, die Gelegenheit zu haben, gut, bequem und gesund zu schlafen. Andererseits wird bei Beschränkung auf ein Zimmer gern die Aufstellung eines richtigen Bettes vermieden. Von einem gewöhnlichen „Chaielongue“ als Bett-Ersatz möchten wir abraten, es ist auf die Dauer doch zu schmal, um für vollständige, ungehemmte Entspannung des ruhenden Körpers auszureichen. Ist der Diwan nicht zu umgehen, so muß er extra groß, also mindestens ein Meter breit, angefertigt werden; auch in der Gestaltung der Kopflehne muß man Rücksicht auf seine spätere Bestimmung nehmen. Falsche Sparsamkeit wäre gerade hier übel am Platze. Besser ist es jedoch, die Junggesellin befreundet sich mit einem der raumsparenden Verwandlungsbetten, wie sie unsere Industrie jetzt in mancherlei Gestalt auf den Markt bringt. Da sind die bekannten Betten, die sich mit Hilfe einer Kippvorrichtung tagsüber in einen eleganten Diwan verwandeln, da gibt es Betten, die bei Nichtgebrauch flach an die Wand gelehnt werden, worauf ein Vorhang das Ganze deckt. Auch ein Bett, das eigentlich wie ein Schrank aussieht, wurde bereits erfunden, ebenso eins, das sich aus einem Lederklubsofa hervorklappen läßt. — Der Diplomaten-schreibtisch mit eingebauter Wasch-

toilette ist vielleicht weniger empfehlenswert; entschließt sich die alleinstehende Frau zur Anschaffung eines besonderen Schreibtisches, so gebraucht sie ihn auch ständig und es wird ihr bald lästig fallen, die Schreibtischplatte vor jedesmaligem Händewaschen erst abräumen zu müssen, ganz abgesehen von den umherliegenden Wasserspritzern, die doch bei gründlicher Säuberung gar nicht zu vermeiden sind. Die Frage der Unterbringung des Waschtisches ist im allgemeinen weniger brennend als die des Bettess; denn der Waschtisch nimmt nur geringen Raum ein und kann notfalls immer durch einen Wandschirm verdeckt werden, wozu eine geschickte Aufstellung, etwa gleich hinter der Tür, noch das hilft. Außerdem bürgert es sich immer mehr ein, daß den Untermietern gestattet wird, sich im Badezimmer zu waschen. Bleibe noch der Frisiertisch, der im Einzimmerschrank an das Schlafgemach erinnert. Der aber kann bei einer Frau so hübsch und anmutig aussehen, daß eigentlich kein Grund vorliegt, ihn zu verstecken. Es genügt ein schlichtes Tischchen mit Schublade unter einem Wandspiegel. Ein paar geschliffene Flakons, Kämme und Bürsten in sorgfältiger Ausführung, machen ihn zu einem kleinen Schmuckstück, kein Gast dürfte sich an seiner Anwesenheit stören.

Den Kleiderschrank wählt man zweckmäßig mit dem Spiegel auf der Innenseite der Tür. Er wirkt dann weniger auffällig und zieht sich, dem Ton der übrigen Möbel angepaßt, still und bescheiden in den Hintergrund des Zimmers zurück.

Um einen Bücherschrank aufzustellen, fehlt es oft an Platz, spielt sich doch das ganze häusliche Leben des Einzelgängers mit seinen verschiedenen Anforderungen in einem Raum ab. (Für ihn gibt es darum auch keine Zimmereinrichtung, die fix und fertig im Laden zu kaufen ist, er muß sie sich nach und nach seinen Bedürfnissen entsprechend aus guten Einzelmöbeln zusammenstellen.) Bei vorhandener Ofenheizung bietet die Nische unter dem Fenster willkommene Gelegenheit zur Aufstellung eines kleinen Regals. Auch die auf unserem Bild dargestellte Lösung, zwei Büchertreppen in die Rückseite des Schreibtisches einzubauen, ist hübsch und praktisch.

Ein Nähtisch im Zimmer der Berufstätigen wirkt immer besonders erfreulich, zeigt er doch, daß die Bewohnerin Sinn und Geschick dafür hat, ihre Kleidung selbst instand zu halten oder auch einmal zu einer Handarbeit zu greifen. Die Bilder der vorigen Seite veranschaulichen ein besonders gefälliges und praktisches Modell, das bei Bedarf auch als Schreibtisch benutzt werden kann.

Um dem Raum den einheitlichen Charakter, der oft durch die Aufstellung verschiedenartiger Einzelmöbel oder durcheinander gewürfelten, ererbten Hausrats zerstört wird, zu wahren, gibt es ein einfaches Mittel: man halte sich bei der textilen Ausstattung streng an einen Farbton und, wo es angebrückt ist, an ein und dasselbe Muster. So z. B. können Vorhänge, Tischdecke, Kissen, die Bespannung des Wandschirms aus dem gleichen Material sein, der Diwanbezug, ein Polsterstuhl, der Teppich wiederholen dann den dunkelsten Grundton. Auch Lampenschirm, Schreibmappe und andere Kleinigkeiten haben sich dem Ganzen anzupassen.

In keinem Zimmer aber fehle die gemütliche Ecke, der runde Tisch, umgeben von ein paar einladenden Sesseln; dazu die große Stimmungsförderin, eine behagliche Lichtquelle in Gestalt einer Steh- oder Tischlampe. Mit Hilfe von Doppelständer und zwischengeschalteten Schnüren läßt sich diese auch in der vom Steckkontakt — der ist allerdings Voraussetzung, also: Achtung beim Mieten! — entferntesten Ecke des Zimmers anbringen.

So ausgestattet wird das Zimmer der Junggesellin nicht mehr den Eindruck einer fragwürdigen Studentenbude machen, sondern der Frau von Kultur ein wirkliches Heim, ein Zu-hause bieten.

Gerda Runge-Schüttoff.



Das Zimmer der alleinstehenden Frau. (Gesetz 1926.)
Werkstätten Bernard Städler, Paderborn.